

DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

18



DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

18

Juni 1989

Norbert Haas: Zu diesem Heft 3 ■ Antonia Birnbaum: Über den Wunsch, das letzte Wort in der Geschichte zu behalten... Sur l'envie de garder le dernier mot dans l'histoire... 7 ■ Detlef Otto: Peter Handke beim Vorlesen und Sprechen 18 ■ Jacques Riguet: Freud und Peano wiederlesen 23 ■ Dieter Hombach: Zur Logik selbstorganisierter Systeme 41 ■ Drucksachen 58 ■ Briefe 61

ABBILDUNGEN: Die Illustration auf dem Umschlag vorne ist aus: wom. Journal für aktuelle Musik, Nr. 5/89 (Photograph ungenannt); Umschlag Rückseite aus: Ivan Goll: *Le nouvel orphée*. Paris Edition de la Sirène 1923 (F. Léger); Seite 5: Cover *Weather Report* 8:30, CBS 88455 (Photograph: Veryl Oackland); Seite 6: *Dustjacket Dylan and the Dead*, CBS 4633811; Seite 17: aus Peter Wießmüller: *Miles Davis*, Oreos Verlag: Gauting-Buchendorf o. J.; Seite 57: aus Ingo Wulff *Chet Baker in concert*, Kiel: Nieswand Verlag 1989 (Photograph: Heinrich Oehmsen) - ein ergreifendes, wunderschönes, preiswertes kleines Buch

Herausgegeben von Norbert Haas und Vreni Haas

Gesamtherstellung: Rohr Druck GmbH, Kaiserslautern

Printed in Germany

ISSN 0344-8274

© 1989 Verlag DER WUNDERBLOCK

Konstanzer Straße 11, D-1000 Berlin 31

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck mit Genehmigung des Verlags

Mit Verwunderung stelle ich fest, wie dieses Heft 18 des WUNDERBLOCK geworden ist: sehr langsam und *anders als gedacht* – so sagt man und macht Gebrauch von einer Formel, die glauben läßt, man hätte zu irgendeinem Zeitpunkt gewußt, wie's gedacht sei. Dabei kann ein jeder wissen, daß die Formel bedeutet: Es wird so gedacht gewesen sein. Wie geht es denn zu bei der Redaktion eines Hefes? Es liegen Texte vor, sicher. Aber auch: Man zieht da an einem Fädchen und *dort an einem anderen, und es kommen Texte. Hinterher ist man* dann oft verwundert, was kommt und was mit was zusammenhängt.

Anders als gedacht beginnt das Heft mit einem Beitrag zu Heidegger, und es sieht so aus, als wollten wir uns damit in eine laufende Diskussion einschalten. Das mag schon sein. Wichtig erscheint mir seit langem, zu fragen, warum einem bestimmte Texte, bei Gelegenheit die Heideggers, so hartnäckig auf den Wecker gehen. Ist in der *Frage nach dem Sein* vielleicht *nach nichts anderem gefragt als nach der Tatsache von Aggressivität*, nach jener „großen geflügelten Hornisse“, die Lacan zitiert, der Tyrannei des Narzißmus – und teilt sich das in den Texten mit?

Ich spreche von Texten, also beispielsweise nicht von Sartre, der, wie Marguerite Duras bemerkt, nie etwas geschrieben hat. Im Falle von Heidegger und seiner Betonsprache, diesem nekrologisierenden Verhältnis zum Wirklichen ist das anders.

Antonia Birnbaum befragt sie, die insgeheime trockene Wut im Text und ich kann, als Redakteur dieser Zeitschrift, sollte es weitere Untersuchungen zu diesem Phänomen geben, nur dazu einladen, damit nicht hinterm Berg zu halten.

Narzißtische Tyrannei kann auch in der Sehnsucht nach dem Allgemeinen und im Anspruch auf universelle Geltung stecken. Sie ist mit Sicherheit in der Rede vom Ganzen. Nun stellen wir mit Jacques

Riguets Beitrag einen Formalisierungsversuch, mithin einen Anspruch auf Verallgemeinerung der Psychoanalyse vor, der gerade in diesem Punkt zu denken gibt (vgl. Brief auf Seite 63 f.). Unsere Leser, von denen wir annehmen, daß sie Lacan lesen, kennen Riguet. Es gab eine engere Zusammenarbeit beider in den Fünfziger Jahren, die einen Niederschlag in den frühen Seminaren Lacans gefunden hat. Vor kurzem war Riguet, um an *Relire Freud et Peano* und an dessen deutschsprachiger Fassung zu arbeiten (die sich also von den vorausgehenden unterscheidet), in Berlin, und ich war erneut so überrascht wie vor bald drei Jahren in Paris, als mich nach meinem Vortrag am dortigen Goethe-Institut jemand ansprach und ich realisierte, daß es jener Monsieur Riguet war, den ich aus der Lektüre der frühen Seminare kannte. Jacques Riguet lehrt am Departement Mathematik, formale Logik und Informatik an der Université de Paris V.

Zum Beitrag von Dieter Hombach, der Teil einer größeren Arbeit ist, aus der wir in den nächsten Heften des WUNDERBLOCK mehr publizieren möchten, sei auf den Brief auf Seite 64 f. dieses Heftes verwiesen, in dem ebenfalls von einem *Formalismus* die Rede ist und von der Begegnung *Hegel – Lacan*. Gerade lese ich in den paar Zeilen Louis Althusser zu Wilfredo Lam (in der Nr. 20 der Zeitschrift *kultuRRevolution*, Dez. 88, zum 70. Geburtstag Althusser) die Wendung: *die zweifelhafte Sprache der Begegnung* und bin voller Zustimmung. Vielleicht ist das, was Hombach die Einschreibung eines Formalismus in eine Begegnung nennt, ein Weg in ihr.

Um eine Begegnung geht es auch in dem Text von Detlef Otto. Hier seien zwei nebeneinandergestellte Zitate vorausgeschickt, an denen, wie mir scheint, im Zufall der Korrespondenzen, die sich in ihnen herstellen, das Gewicht unserer Zeitschrift zu messen wäre:

[...] *die Menschheitsgeschichte ist, wie der in ihr wirkende Wahnsinn, wie die in ihr wirkende Vernunft in ein unwiderrüfliches Stadium getreten.*¹

Die Werte weiß ich nicht genau, was das ist: aber die Wörter hab ich im Lauf der Zeit erlebt, was die bedeuten, am Anfang meines Lebens, mit denen ich gar nichts anfangen konnte. Also es ist jedenfalls das, was mich beschäftigt. Da sind wir wieder bei dem. Daß man das Wort „Welt“ wieder an einer Stelle einfügen oder anfügen ... eine Stelle für es finden könnte, wo es aus dem Schatten wieder heraustritt ans Licht. Das hat ja Heidegger ungeheuer versucht, aber bei ihm hat sich die Sprache dann

dadurch verzahnt und hat überhaupt keine Freiheit mehr auf sich. Weil er versuchte, für jedes Wort im Satz den richtigen Platz zu finden, so werden die Sätze ... also dadurch, daß die Lüge, also diese Illusion völlig fehlt ... ach, es fehlt auch alles Beschwingte, das übergeht auf den, der natürlich langsam lesen möchte, aber doch dann nicht so wie auf eine Betonwand – so kommen mir halt sehr viele Sachen von Heidegger vor – stoßen möchte. Aber das ist eine kleine Abschweifung.²

Merci, Peter Handke! und Dank für diese Transkription eines Gesprächs. Lots of love, zu spät, für Nicolas Born.

Letztes Jahr wäre das erste Dezennium des WUNDERBLOCK zu feiern gewesen, 17 Hefte, 1,7 pro Jahr, nicht gerade viel. Wir haben die Gelegenheit verstreichen lassen. Aber nimmt man zur Kenntnis, was auf dem Feld der Psychoanalyse sich fast überall produziert, dann kann, daß es diese Zeitschrift für Psychoanalyse gibt und daß es sie so gibt, schon als ein Ereignis gelten. Sie hat sich als unabhängige behauptet und ist in ihrem Programm, daß sie von Einzelnen, die von der Erfahrung der Psychoanalyse sprechen wollen, zu schreiben und zu lesen sei, treu geblieben.

N. H.

1 NICOLAS BORN: *Die Welt der Maschine. Aufsätze und Reden.* Hrsg. von Rolf Haufs, Reinbek: Rowohlt 1980, 198.

2 PETER HANDKE: *Aber ich lebe nur von den Zwischenräumen. Ein Gespräch, geführt von Herbert Gamper.* Zürich: Ammann Verlag 1987, 205 f.





ÜBER DEN WUNSCH, DAS LETZTE WORT IN DER GESCHICHTE ZU BEHALTEN... SUR L'ENVIE DE GARDER LE DERNIER MOT DANS L'HISTOIRE...

Antonia Birnbaum

Are not our lives too short for that
full utterance which through all our
stammerings is of course our only and
abiding intention?

(Joseph Conrad: *Lord Jim*)

Am Anfang von *Sein und Zeit* begleiten zwei kleine Wörter mit beinahe enervierender Regelmäßigkeit jeden Gedankengang: „immer schon“. „Immer schon“: Zweifaches klingt an. Das Denken der jeweils einzelnen Momente des In-der-Welt seins verlangt, daß an ihnen das immer schon Verstandene, ihre Strukturierung in dem einheitlichen Phänomen (Welt), ausdrücklich thematisch wird. Weiter heißt, den Anfang bei der Selbstverständlichkeit des Phänomens zu machen, daß diese bereits zurückgelassen worden ist. „Immer schon“ – die andauernde Reiteration wirkt wie die Mahnung an das Unwiderrufliche dieses Verlusts. „Immer schon“ zeigt an, daß dem Denken die Chance genommen worden ist, sobald es sich in Gang gesetzt hat, je wieder bei dem unmittelbaren Befund anzukommen; das Unmittelbare kann nur so gedacht werden, daß es außer Kraft gesetzt worden ist. So kommt der Gedankengang nie wieder da an, wo er anfing.

Die Gefahr, daß die Analytik an den gewohnten Sprachausdrücken doch wieder nur das Evidente vernimmt, wird eingangs betont. „Solche phänomenalen Vergegenwärtigungen leicht verwischbarer fundamentaler Unterschiede müssen ausdrücklich vollzogen werden, selbst auf die Gefahr hin, ‚Selbstverständliches‘ zu erörtern.“¹

Dieser Entschuldigung folgt dann auch in gespielter Naivität ein scheinbar überflüssiges Nachfragen: „Sollen wir uns demnach zuvor an das Seiende halten, bei dem sich das Dasein zunächst und zu meist aufhält, an die ‚wertbehafteten‘ Dinge? Zeigen nicht sie ‚eigentlich‘ die Welt, in der wir leben?“² Doch die vorbeugende Widerlegung lautet: „Diese ‚Dinge‘ zeigen sich nie zunächst für sich, um dann als Summe von Realem ein Zimmer auszufüllen. Das Nächst-begegnende, obzwar nicht thematisch Erfasste, ist das Zimmer, und

dieses wiederum nicht als das ‚Zwischen den vier Wänden‘ in einem **geometrischen** räumlichen Sinne [...]“³ Hinzu kommt eine Erläuterung, die das nun in Rede stehende Mißtrauen gegenüber den herkömmlichen Bedeutungen positiv zu erörtern sucht: „Das je besorgte Werk ist nicht nur in der häuslichen Welt der Werkstatt etwa zuhänden, sondern in der *öffentlichen Welt*. Mit dieser ist die *Umweltnatur* entdeckt und jedem zugänglich. In den Wegen, Straßen, Brücken, Gebäuden ist durch das Besorgen die Natur in bestimmter Richtung entdeckt. Ein gedeckter Bahnsteig trägt dem Unwetter Rechnung, **die öffentlichen Beleuchtungsanlagen der Dunkelheit** [...]“⁴

Drei Zitate, die den sprachlichen Dreischritt ausführen, der die ganze Untersuchung von „Welt“ skandiert. Das Fragen nach dem so evidenten Befund, eine unnütz oder gekünstelt anmutende Angelegenheit. Aber mit der ausschließlich negativen Widerlegung (es ist doch nicht so und so) wird eine Replik gegeben, die genau das absteckt, was nur die einleitenden Fragen ermöglichen konnten. Ein Angebot, den scheinbar festgelegten Sinn der Dinge zu suspendieren, der in Anspruch genommen werden kann, obwohl noch keine Klarheit darüber **besteht**, was diese scheinbare Festlegung verbirgt. In Frage gestellter Sinn. Man kann sich an das Einleuchtende nicht einfach halten, weil sich im Fragen seine Haltlosigkeit aufgetan hat.

Schließlich der dritte Schritt: die Erschütterung der Stellung des Dings löst es aus seinen Konturen, setzt eine Bewegung frei. Kaum wagt sich die Erläuterung an den so selbstverständlichen Ausdruck „gedeckter Bahnsteig“ heran, und schon purzelt eine Kette von Ausdrücken hinterher, die in dem ersten unausdrücklichen „immerschon“ da waren. Diese Kette bildet sich als der Impetus der Untersuchung heraus, als die Dynamik ihrer Sukzession: die (Zeit-) Form ihrer Darstellung.

Es ist einzig das existenzielle Verständnis, das Auskunft über seine eigene Konstitution geben kann. Auf das positive Walten eines Verständnisses, das sich der Analytik im In-der-Welt-sein präsentiert, repliziert erstmal eine vorsichtige Zurückhaltung. Jede Hast wird vermieden. Der oben genannte Dreischritt hat auch den Effekt einer Bremsung: langsam, langsam, keine voreiligen Schlüsse.

Der Abschnitt über „Welt“ in *Sein und Zeit* kann wie ein Aufhören interpretiert werden, ein Innehalten: näher betrachtet drückt diese Haltung vielleicht eher würdigende Vorsicht als Mißtrauen aus: Das Innerweltliche, die Dinge werden nicht blindlings hingenommen, **denn** es wird ihnen, mit Goethe zu sprechen, „zart“ entgegengek-

men. Was bedeuten uns die Dinge wirklich? Was bedeutet die Welt wirklich? Warum fallen sie überhaupt nicht auf? Bedeuten heißt hier auch: Was haben sie uns zu sagen? In diesem Sinne gibt das existenzielle Verständnis über sich Auskunft: sein Walten kann wie eine Insistenz, gehört zu werden, wirken für denjenigen, der sich von dem, was ihn umgibt, ansprechen läßt, der auf die Sachen hinhorcht.

Die Analytik muß, wie oben gesehen, ihre Verstrickung mit der Welt möglichst niederhalten. Dies tut sie, indem sie diese Verstrickung (oder besser gesagt, den scheinbar hoffnungslos in das Rätsel seiner eigenen Existenz Verstrickten) auf sich selbst hin befragt. Das existenzielle, mit Welt verstrickte Verstehen soll durch die Erinnerung an diese Verstrickung bis zu ihrer Schwelle geführt werden. Führt dies nicht tiefer in die Verstrickung hinein, die so doch nur perpetuiert wird? Bleibt das Rätsel der Welt auf diese Weise nicht ungelöst? Vielleicht.

Aber es kann zumindest ein Versuch gemacht werden: die Verstrickung von Welt und Dasein daraufhin aufzulösen, daß, indem es sie wiederholt, existenzielles Verstehen dazu gebracht wird, die Geschichte dieser Verstrickung zu erzählen, also die Geschichte seiner eigenen Konstitution durch die Strukturierung des In-der-Welt-seins.

Wie kann diese Geschichte in die Wege geleitet werden? Die Analytik fängt beim Nächsten an: sie befragt die selbstverständlichsten, vertrautesten Dinge, die uns innerweltlich begegnen. Bevor wir uns nun auf den Weg der Geschichte dieser Dinge machen können, muß noch einiges vorangeschickt werden.

Das Verhältnis des existenziellen zum existenzialen Verständnis ist durch die Dissymmetrie ihrer gegenseitigen Stellung zueinander bestimmt. Für das existenzielle Dasein spielt die Analytik die Rolle einer Artikulationsschwelle; für die Analytik stellt das existenzielle Verstehen eine Irritation dar, von der es gilt, sich stören zu lassen. Dies kann auch ein Versuch zuzuhören genannt werden. Die Dissymmetrie ihrer Situation bedeutet auch, daß diese immer nur von einer ihrer Seiten her durchgespielt werden kann, wobei nur die Bedeutung, die das Verhältnis für die andere Seite hat, ausgespielt wird (z. B.: im Widerstand der Analytik gegenüber der Verstrickung des existenziellen Verstehens wird ein Übertragungsverhältnis ausgespielt). Wir befinden uns längst in einer analytischen Situation!

Das Vertraute, auf welches Dasein sich bezieht, wenn es einem Ding begegnet, liegt in seiner Verwendung. Der Text fängt bei dem gewohnten besorgenden Umgang an. Es ist von Schreibzeug die Rede,

von Tinte, Feder, Papier, dann von einer Unterlage, die den Absprung gibt für die weitere Aufzählung: die der Zimmereinrichtung.

Und wie steht es mit der Natur, die in den Dingen steckt? Die Erzählung von Arbeitszusammenhängen, von einer Werkstatt, läßt vielleicht darauf schließen, daß es in der Verwendung um die Arbeit am natürlichen, substantiellen Material geht.

Benjamin hat in einem Brief geschrieben, daß es an den Dingen etwas Menschliches geben müsse noch vor der Arbeit. Und Verwendung ist keineswegs auf Nützlichkeit rückführbar; umgekehrt: dieser oder jener Nutzen von natürlichen Dingen sagt uns, daß Natur nur in der Bedeutung, die sie für uns annimmt, zugänglich wird. Im beständigen Wechsel der Bedeutung der uns umgebenden Dinge zeigt sich Natur: Es gibt nicht die eine, identische Natur, der dann fremdbestimmte, verschiedene nützliche Zwecke oktroyiert werden, sondern diese bleibt in keinem Moment dieselbe.

Der Wald zeigt sich in den vielen Bedeutungen, die wir an ihm entdecken: Forst, Zuflucht und Ausflugsziel, oder auch dunkle grüne Farbe, das Geräusch von Wind in den Tannen. Im beständigen Wechsel begriffen, genau wie, wenn sich die Sonne zeigt, wir entdecken, daß es aufgehört hat zu regnen. Das Wetter in der Wetterlage. Wir beziehen die Substanz aus ihrer Bewegung, nicht umgekehrt.

Im Hammer rafft sich die ganze Werkstatt zusammen. Der Hammer fällt auf, wenn er nicht eingesetzt werden kann. An ihm wird plötzlich merklich, daß er nur dank dem Zusammenhang wirken konnte. So werden wir aus der Versenkung herausgerissen, stehen dumm da, wissen von nichts mehr. Wir müssen uns erinnern. Im Augenblick, da die Werkstatt aufhört als Zusammenhang zu wirken, werden wir plötzlich veranlaßt, uns nach diesem Zusammenhang zu erkundigen. Wir entdecken diesen Zusammenhang, indem wir das erzählen, woran der Hammer uns erinnert: an den Tisch, wo das Holz liegt, an die Widerständigkeit des Bretts, an die in Augenhöhe angebrachte Schachtel für die Nägel. Wir ziehen die Verbindungen, als welche eine Werkstatt „zusammenhängt“.

Im Laufe dieser Erzählung tun sich weitere Zusammenhänge auf; wir entdecken die Landschaft in dem, woran das Holz in der Werkstatt erinnert. An den Kiefernwald am Ende des Dorfes. Die Erzählung zieht immer weitere Kreise, alles weitere Entdeckte erinnert uns wiederum an andere Zusammenhänge, und so fährt die Erzählung fort.

...Irgendwann gerät der Fluß der Erinnerung ins Stocken, alle

möglichen Verbindungen sind durch das Erzählen erstmal gezogen worden; es gibt am Erinnerten nichts mehr zu entdecken, nichts mehr zu erzählen. Aber all dies Reden über Erinnern und Erzählen schweift ab, ist doch nicht zur Sache. Es soll doch um Welt gehen, um die Struktur des Daseins und seine Konstitution.

Jede Existenz konstituiert sich allerdings in einer Geschichte. Keine Sorge: Es wird hier nicht gesagt, daß Dasein von der Welt erzählt, die somit ein Text ist, usw. (Ein neuerdings kursierendes Gerücht, das, vielleicht nicht zufällig, in der BRD, wo man doch nichts davon wissen will, die meisten Leute zum Tratschen bringt.)

Wir bleiben bei der wirklichen Geschichte. Dasein hat eine Geschichte, die Geschichte seines wirklichen In-der-Welt-seins. Das Wesen west, wie Heidegger sagen würde. Und es gibt auch wirklich innerweltlich Seiendes.

Aber das faktisch einzelne veranlaßt uns immer wieder zu erinnern, weil wir an ihm die Geschichte eines Zusammenhangs entdecken, die sich in seiner scheinbar so einfachen Gegebenheit zusammengezogen hat. Dieser Zusammenhang wirkt bereits als Teilnahme der vielen Dinge an der Präsenz des einzelnen. Das einzelne präsentiert sich als einzelnes nur durch und mit einer Geschichte von vielem, an das es uns erinnert, das es uns zu erzählen auffordert.

Diese Geschichte ist nicht „da“ (wann und wo ist eine Geschichte je ganz da?), die Präsenz der Dinge insistiert, sie stellen die Vergegenwärtigung einer Geschichte dar, ihren Modus, um mit Heidegger zu sprechen. Gesagt wird nur: Wir können an dem faktisch einzelnen den bereits waltenden Zusammenhang nur so entdecken, daß wir die Verbindungen ziehen, durch deren Geschichte so etwas wie ein Zusammenhang überhaupt sich konstituiert. So partizipieren wir an dieser Geschichte, indem wir sie zu erzählen beginnen. Auf diese unsere eigene Partizipation, auf den erfinderischen Anteil einer jeden Geschichte, nämlich auf der Strukturierung ihres Zusammenhangs, werden wir nur dann gestoßen, wenn der Fortgang des Erzählens momentan ins Stocken gerät. Da wo, wie oben gesehen wurde, die Erinnerung ausgeschöpft zu sein scheint.

... Aber was heißt hier erfinden? Die erinnerte Geschichte ist eben doch nicht ganz auserzählt; es bleibt doch noch die Geschichte ihrer eigenen Entstehung zu erzählen. Wir können unseren eigenen Anteil an einer Geschichte, und so uns selbst, nur dann finden, wenn wir suchen, ihn zu erinnern. Unsere Erinnerung kommt nur so in Gang, daß wir neue Verbindungen **ziehen**: und so beginnen wir wieder zu

erzählen; holen wir erneut tief Luft (wie Buber sagt, im Atemholen wird eine Sinnpause eingelegt) und fahren wir mit dem Erzählen fort.

Und die Welt? Wir können nicht die Linien der Zeit in einem Rahmen abschließen, wir können sie nur fortziehen. Der Rahmen klingt wie eine festlegbare Größe, von der man vielleicht wissen könnte, was sie eigentlich ist. Aber das Fortschreiten der Geschichte ist nicht. Wir können nie wissen, was das Fortschreiten ist, wir können nur in einem privilegierten Augenblick wissen, daß wir selbst es sind, die fortschreiten.

Deshalb kommen wir nie in unserer Suche nach der Welt auf uns selbst als auf das Sein der Erschlossenheit zurück (den Horizont einer Entdeckung). Wir werden nur, im momentanen Einhalten, auf unsere eigenen Schritte aufmerksam. Gehen wir also mit eigenen Schritten fort. Alsbald löst – oder zerfranst – sich der Horizont, da nichts die Bewegung fest einzuschließen vermag. Fangen wir daher gleich mit dem ersten Schritt an, demgemäß sich die Welt in *Sein und Zeit* nun irrigerweise doch nur als eine banale und statische Bedingung der Möglichkeit entpuppt.

Es geht also hier keineswegs um das Sein der Erfindung (oder der Erschlossenheit) als Selbst des Daseins. Schließlich sind wir es, die wir hier erzählen (auch wenn wir bis jetzt nur die Geschichte eines anderen, Heideggers, nacherzählen, erinnern), um die es geht. Das „wir“ ist in diesem Fall natürlich als erzählerisches Wir gemeint, was die Stellung eines einzelnen bezeichnet.

Und darum kann hier auch nur von einer Erzählung die Rede sein. Denn das faktische Existieren, das in *Sein und Zeit* für die Untersuchung herangezogen wird, ist, wenn es wirklich faktisch ist, nicht das faktische Existieren schlechthin, sondern eine faktische Existenz. Die je eigene.

Und so kann nie und nimmer von der einen faktischen Existenz auf die Konstitution von faktischer Existenz überhaupt geschlossen werden. Durch die Befragung der Analytik wird versucht, das faktische Existieren auf es selbst hin aufzulösen. Mit dem momentanen Aussetzen der Wirkung seiner existenziellen Verstrickung setzt die Analytik dem Dasein eine Möglichkeit frei. Denn die Dissymmetrie der Stellung beider zueinander macht die Zerstörungsarbeit der Analytik zur Kehrseite einer Innovation. Indem existenzielles Verstehen veranlaßt wird, sich an die Geschichte seiner Konstitution zu erinnern, steht ihm die Möglichkeit frei, dieser seiner Geschichte eine neue Bedeutung abzugewinnen. Und so auch eine Möglichkeit, sie fortzu-

setzen. Aber niemand vermag je aus dem Sinn herauszutreten (denn das bedeutet den Tod), um uns von dort aus zu sagen, was die Möglichkeit von Bedeutung überhaupt ist. Darum geht es in *Sein und Zeit*. Es geht nicht darum zu behaupten, was die Erschlossenheit eigentlich sei, was das Sein der Möglichkeit eigentlich ist. Es geht darum zu fragen, wie es wirklich gewesen sein wird? Darin liegt Zukunft, eine Erinnerung, an die neue Geschichten anschließen können.

Ohnehin wirkt es im Text beinahe wie eine komische Zumutung, daß auf die kleine Welt der Werkstatt, des Forsts, des netten Provinzbahnhofs und des Schreibtischs (wer, wenn nicht der Philosoph, umgibt sich mit Schreibzeug?) eine extrem abstrakte Sprache folgt, wenn von dem Wo-zu, dem Um-zu, dem Worum-willen wie von benennbaren Entitäten die Rede ist. Und daß soviel Ist-Sätze in einem Buch über die Zeit vorkommen, verwundert ebenfalls. Zwar genügt vielen Heideggers „schreckliche“ Sprache, um ihn nicht lesen zu müssen – und doch wird jeder gemerkt haben, daß *Sein und Zeit* sich kaum laut vorlesen läßt.

Keineswegs heißt das, in dem Abschnitt über die „Welt“ würde keine Erzählung vorliegen. Heidegger hat seine Möglichkeit zu fragen so in Anspruch genommen: Er erzählt von seiner Artikulation, von seinen Fragen, indem er sie als *die* Seinsfrage inszeniert. Das gibt Anlaß für einen guten Witz, wenn daraufhin andere ernsthaft und ontologisch fragen: Was ist das Sein?, ohne zu merken, daß sie nur noch nachäffen.

Vielleicht handelt es sich dabei um die beste Karte Heideggers, wenn er die Endlichkeit seines eigenen Denkens so inszeniert, daß nur diejenigen, die sich davon abzustoßen vermögen, auch einen Zugang zu ihr finden. Denn die Endlichkeit dieses Denkens kann nur von dem vernommen werden, der auch bemerkt, daß es beim Denken um das Inszenieren geht. Somit wäre er dann auch auf seine eigene Rolle im „Théâtre du monde“ (Diderot) gestoßen. Damit hat diese Herausforderung durchaus eine politische Bedeutung.

Doch bleibt dabei etwas zurück, das einem Vergessen gleichkommt. Vergessen wurde, daß in dieser Inszenierung (dieser Darstellung) auch eine Vergegenwärtigung sich ankündigt, eine Disposition sich einfüdt. Die Fiktion einer eigentlichen, einer immanenten Hervorbringung, auch dies ist eine Fiktion des Politischen. Und nicht irgendeine. Denn mindestens seit Heidegger, aber spätestens seit Lacoue-Labarthe⁵ wissen wir, daß Fiktion nicht auf eine politische Logik rückführbar ist oder sich gar in ihr gründen läßt. Vielmehr entfaltet

sich das Politische nur durch und mit der Fiktion. Gefangen im Schwindel, mit dem sich unsere eigene Zukunft darstellt. Schwindel, den Lacan das Loch der Politik genannt hat. Denn im Politischen werden wir auf das verwiesen, was unsere Weltdarstellung immer **wieder** ihrer Haftung ans Sichtbare entbindet: auf ihre Zukunft, ihren in einem **Wanken** dahinschwindenden Rand.

Aus lauter Provokation und Herausforderung hat Heidegger am Ende sich selbst vielleicht doch nur einen schlechten Dienst erwiesen. Denn nur derjenige, der auf die anderen hinhorcht, kann sich selbst sprechen hören. So bleibt Heidegger blind für den eigenen **Einsatz, taub für sich selbst**. Gleichzeitig eine Rolle spielen und doch Zeremonienmeister bleiben wollen, das geht eben nicht.

In keiner seiner Wiederholungen, auch nicht in den späteren, hat er es je **vermocht, auf den Schauplatz des eigenen Sprechens zurückzukehren**. Vieles, was ins Auge springen müßte, vermochte er nicht zu sehen. Vielleicht weil es dabei eher um das Zuhören gegangen wäre.

Gerade dieses Vergessen verleiht der Heideggerschen Inszenierung ihren Impetus. Sie tritt einzig dank dem Verschweigen des eigenen Einsatzes in Kraft. So ist die oben erwähnte Herausforderung den anderen kein Stein des Anstoßes, sie nimmt sich die anderen nur vor, legt sie stillschweigend rein.

Mit dieser Verkürzung kappt der Text dann auch gänzlich den Witz, den eine solche Inszenierung durchaus hätte bieten können. Denn Witze, die nur dazu gedacht sind, andere reinzulegen, bleiben letztlich dumme Witze. Und in der Dummheit haben wir es immer, wie später noch deutlich zu **merken** sein wird, mit der Gewalt zu tun.

Zuletzt hat Heidegger mit dieser Karte auch sich selbst reingelegt, sein eigenes Scheitern vorbereitet. So können wir uns von seinem Denken nur so abstoßen, uns auf eigene Wege machen, daß wir an der unerhörten Gewalt Anstoß nehmen, die sich in ihm niederschlägt. **Mehr** denn je empfiehlt es sich, die Ohren zu spitzen und ... zu lauschen.

Mit seinem „Horizont“ sperrt *Sein und Zeit* im Sinn ein. Auch wird damit, lautlos, aber um so heftiger, ein jeder Anlaß beseitigt, sich auf die Suche zu machen: nach dem, was hier versäumt wurde. Sich weigern, Heidegger zu lesen, heißt doch nur, eben diese Suche zu unterlassen, eine Haltung, die ganz und gar dem Bannkreis jenes Horizonts verhaftet bleibt. Ob es uns paßt oder nicht: hier, im Versagen dieses Denkens, nirgendwo sonst, können wir mehr über das schwarze Loch erfahren, in das dieses Jahrhundert abgestürzt ist.

Weiter bleiben all die so zahlreichen und lautstarken Verurteilungen Heideggers genau dem Vergessen verpflichtet, das sie mit ihren selbstgerechten Stimmen immer wieder verdecken. Es ist geradezu atemberaubend, wie mühelos all diese Stimmen zu einer einzigen werden dann, wenn sie mit ihrer zielstrebigem Hetzjagd gegen das Denken eines anderen genau das Überhören der eigenen Gewalt perpetuieren. Eine aufzudeckende Gewalt, welche jener selbstgerechte Anschlag des Tons auch nicht zu vernehmen erlaubt.

Der Imperativ, wenn es denn einer sei, könnte lauten: „Fang an zu erzählen!“ Eine nicht unbekannte Autorin hat es längst erzählt: Das Buch fängt an mit der Beschreibung der Rheingegend, die durch die Schilderung ihrer zeitlichen Veränderung vergegenwärtigt wird. Am Ende des Kapitels steht der Satz: „Jetzt sind wir hier. Was jetzt geschieht, geschieht uns.“⁶

Also, gehen wir dem nach. Versuchen wir, uns an das zu erinnern, was in der Erzählung von „Welt“ in *Sein und Zeit* vorkommt.

Es ist eine sehr friedliche Welt, von der uns da erzählt wird. Vom zersetzenden Schlag, den der Hammer bedeuten kann und dessen Bedeutung wir aussprechen, wenn wir „was für ein Hammer“ sagen, von ihm ist nirgends die Rede. Überhaupt, nichts in dieser Welt strahlt auch nur einen Funken Bedrohung aus. Das Schlimmste, was passieren kann, ist ein Platzregen, aber auch vor dem bietet ja schließlich der gedeckte Bahnsteig Schutz. Und die Harmonie dieser Welt klingt auch in der Leichtigkeit der Verbindungen an, die gemacht werden. Von der Werkstatt zum Wald ist nur ein Sprung. Aber was ist mit den Verbindungen, an denen wir zerreißen, weil die Trennung der Sachen uns überwältigt? Weil wir nicht vermögen, einen Zusammenhang zu finden, weil wir Bahnhof verstehen, und dies noch und noch. Wie wenn von uns verlangt wird, daß wir uns in eine Sprache einfinden, die mit jedem ihrer Ausdrücke uns bedeutet, daß wir ungewollt, ausgestoßen sind... So trennt in Amerika die Sprache Schwarz und Weiß.

Aber es gibt ja den Tod? Eben. In diesen harmonischen Zuständen kommt plötzlich der Tod daher; der abstrakte Tod. Um zu wissen, was das Sein des Todes eigentlich ist, muß niemand sterben, und darum ist hier auch keine Todesangst zu spüren.

Vielleicht erzählt diese Geschichte von einem, der sich aus ihr davonschleichen will, der das Wort nur ergreift, um es zu behalten. In einer Welt, von der nur gilt zu wissen, was sie eigentlich sei, kann eben doch nicht herausgefunden werden, worum es in ihr geht.

Und das wäre halb so schlimm, **wenn** es dabei nur um eine langweilige Erzählung ginge. Aber **wir** müssen aufmerksam hinhören, uns **nicht an** die Evidenzen halten. Denn Gewalt ist stumm; und so meist da zu finden, wo sie **verschwiegen** wird. Eine Welt ohne Politik, eine Welt, in der es **um** nichts geht, ist eben keine wirkliche Welt. Und das **geht uns** was an.

Denn der, der das letzte Wort in der (Zeit-)Geschichte behalten will, muß sie **zum** Stillstand bringen. Dafür muß aber die wirkliche, geschichtliche Welt **zerstört werden**, sie **darf** nicht das bleiben, was sie ist, nämlich weitergehen...

Und wir, die wir heute erzählen, wissen, daß dies keine leere Drohung, keine Phantasterei darstellt. Auch das ist keine „bloße Fiktion“, auch das ist möglich geworden, eine wirkliche Geschichte der Selbstzerstörung, bis aufs äußerste, wo ein für allemal zum Schweigen gebracht wurde. Denn es wird sich immer wieder jemand finden, der auf die Trennung von Schwarz und Weiß eine Replik gibt: „Black is beautiful.“ Nämlich: Unterdrückung läßt sich vielleicht – erzählen. Vernichtung aber nicht mehr. Auschwitz ist ein Name für das Verschwinden derer, die hätten sagen können, was dieser Name heißt. Und wir können nur davon erzählen, daß wir übriggeblieben sind. Auf Deutsch wird das Wort Jude nie mehr etwas anderes als das Ausgerottetwerden heißen können.

Aber gerade davon **kann** der Philosoph nichts wissen, wenn er Philosoph bleiben will; denn so will es das Geschäft der Philosophie, deren Grund(übel) ja darin besteht, in allem das letzte Wort behalten zu wollen.

Wer aber, wenn der Philosoph nicht, weiß in Sachen Politik Rat? Theoretisch besehen eben niemand. Deshalb wird Politik jedermanns Sache bleiben. „[...] - und so muß es bei einem kleinen Rat bleiben, einem Rätlein, einem Rätchen in bezug auf die Rädchen, welche sich wie toll drehen, weil sie nun einmal aus dem Ganzen zu sehr herausgelockert worden sind. Ein kleiner Rat, ein Kniff. Dilatorische oder palliative Mittelchen. Mit allerlei Abwechslung, je nach der Situation: als deren Produkte, und nicht als nur eine von den kleinen Wellen aus gleichbleibenden fundamentalen Quellen. Auch der Ratende hat **die** Richtung verloren; und das Steuer schon gar und längst.“⁷ Rat kann man sich bei denen holen, die sich auf das Erzählen verstehen; bei der Literatur.

Mit diesem Rat wollen wir (vorläufig) unsere Lektüre beenden, weil wir an dieser Stelle meinen, all das, was unsere eigene Verstrick-

kung mit Heidegger angeht, vorerst ausgesprochen zu haben. Zu guter Letzt wollen wir auf den Ratschlag hinweisen, der diese Lektüre in Gang gebracht hat; und von dem wir erst jetzt meinen, ihn lesen zu können; auf einen Ratschlag von Lacan: „Was meinen ‚Freund‘ Heidegger angeht, den ich oben angesprochen habe aus der Achtung, die ich ihm zolle, er möge doch einen Augenblick einhalten, ein vergeblicher Wunsch, da ich sehr wohl weiß, daß er dies nicht kann, er möge einhalten, sage ich, bei der Vorstellung, daß die Metaphysik nie etwas anderes war und auch nicht anders fortbestehen kann als in der Beschäftigung, das Loch der Politik zu stopfen. Dies ist ihr Ressort.“⁸
Au bon entendeur salut!

1 MARTIN HEIDEGGER: *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer 1986, 55.

2 l.c., 63.

3 l.c., 68.

4 l.c., 71.

5 PHILIPPE LACQUE LABARTHE: *La Fiction du Politique (Heidegger, l'art et la politique)*. Paris: Christian Bourgeois 1988.

6 ANNA SEGHERS: *Das siebte Kreuz*. Darmstadt: Luchterhand 1973, 11. (Sammlung Luchterhand).

7 HEIMITO VON DODERER: *Die Strudlhofstiege*. München: Biederstein 1966, 25.

8 JACQUES LACAN: *Schriften II*, hrsg. v. N. Haas, Berlin: Quadriga 1986, 9.



PETER HANDKE BEIM VORLESEN UND SPRECHEN

Detlef Otto

„Seit er einmal, fast ein Jahr lang, mit der Vorstellung gelebt hatte, die Sprache verloren zu haben, war für den Schriftsteller ein jeder Satz, den er aufschrieb und bei dem er noch dazu den Ruck der möglichen Fortsetzung spürte, ein Ereignis geworden.“
(Peter Handke, *Nachmittag eines Schriftstellers*; erster Satz)

I

Ich suchte die Veranstaltung auf, um ihn endlich einmal sprechen zu hören und zu sehen: zu sehen und sprechen zu sehen. Es war eine Veranstaltung in der Westberliner Akademie der Künste, es waren sechs Lesende angekündigt, die auch alle an einem langen Tisch Platz nahmen: Michael Krüger, Walter Höllerer, Peter Handke, H. J. Schädlich, Günter Grass, F. C. Delius. Eingeleitet wurde die Veranstaltung von einer Frau, ihren Namen weiß ich nicht. Sie redete schlimm, mit professionell-gedrücktem Medien-Feuilleton-Pathos, über den Toten, Nicolas Born, zu dessen Gedenken und 50. Geburtstag die Lesung stattfand, über das Andenken und all das, worüber man so nicht sollte reden können; es müßte den Sprechenden unmöglich sein, so über so etwas und so jemand zu reden, aber es scheint vielmehr manchem unmöglich zu sein, anders darüber zu reden als so.

Es wurden im weiteren in der Reihenfolge, wie oben aufgeschrieben, Texte von Nicolas Born gelesen, zunächst ein theoretischer Text, offensichtlich ein Vortrag, über Borns Selbstverständnis als Schreibender, dann von Höllerer sehr humorig etwas aus Borns Teil aus dem Kollektivwerk „Das Gästehaus“. Dann Handke.

Ich war, wie gesagt, seinetwegen hingegangen und sehr gespannt darauf, ihn zu hören. Zunächst hatte ich ihn gesehen, wie er mit den anderen aufs Podium kam, mit Schädlich sprechend, weder ernst im Sinne der intellektuellen Grimmigkeit, die man, geht es um Menschen und ihre Mienen in Kultur und Wissenschaft u. ä., wohl mit diesem Eigenschaftswort meint, noch lustig; eher von einer Grundheiterkeit seine sehr hohe, scheint nicht gefurchte Stirn – in dem, wie er sprach, sich Schädlich zuwandte, sich bewegte, alles mit einer ganz unroutinierten Gewandtheit, von der man schwer sagen könnte,

ob sie eine „natürliche“ oder erarbeitete ist. Das alles überraschte mich, nicht sehr stark, aber dennoch. Und das, obwohl es mir zu dem, wie er, vor allem in den letzten Jahren, schreibt, durchaus zu „passen“ schien. Im nachhinein überraschte es mich, daß mich, was ich bislang beschrieb und noch beschreiben werde, überraschte. Ich hatte es wohl nicht für möglich gehalten, daß es einen Menschen geben könnte, der der Literatur Handkes als ihr Autor empirisch entsprechen würde. Exemplarisch dafür, daß ich mir als Autor einer Literatur, die ich groß wie wenige andere finde, nicht einen so großen Menschen vorgestellt hatte (Handke mag etwa 180–185 cm messen).

Als er anfang zu sprechen, etwas vorlas, einen nicht sehr langen Text, den er offensichtlich aus Anlaß der Veranstaltung geschrieben hatte, so brach sofort etwas: das Sprechen-können, *in dem Sinne*, in dem man von etwas Gekonntem spricht, von etwas, das lange gefeilt und am Ende ausgefeilt ist, das klappt. Es tat sich ein Bruch auf, der, solange Handke sprach, ein Beben aufrechterhalten, etwas auf einem Grat halten sollte, nicht ohne daß es mit unterschiedlicher Stärke schwanken, ausschlagen würde. Ein Bruch, der nachher mit Schädlichs Lesen zweier stark deskriptiver Passagen aus Borns „Die erdabgewandte Seite der Geschichte“ noch zögerte, sich wieder schließen zu lassen, von Grass und Delius aber geschlossen werden konnte, die beide, jeder auf seine Art, an die Reihe der gekonnten Sprecher, Krüger und Höllerer, anschlossen.

Handke also, zunächst seinen Text lesend, über Borns Nervosität und Weltoffenheit anstatt eines grimmigen Nach-innen-sich-wendens, über sein Fuchteln; darüber, daß sie viel übers Schreiben sprachen, ohne einander dreinzureden in das Schreiben des je anderen; und darüber, daß erst der tote Dichter Born nun für Handke zur Instanz geworden sei, d. h. zu einem, der ihm einspricht, an dem er sich irgendwie mißt. Danach eine Reihe von Gedichten Borns, sehr gute, bis hin zum letzten, das Handke vortrug, nachdem er es angekündigt hatte als das einzige Gedicht, das er kenne, von dem er, wäre er ein „Gedichteschreiber“ – so Handke – wollen würde, daß es von ihm sei. Er sprach von einem mächtigen Gedicht, und das stimmte. Es ging darin um die Menge und darum, was in ihr erscheinen kann und was nicht. Und am Ende stand jene Utopie, die ich für diejenige erachte, die bei Handke höchste Kräfte bindet oder freimacht – und die ihn auch, denke ich, zu dieser Einschätzung, dieser Eloge kommen ließ, von der er selbst, noch bevor er sie aussprach, sagte, daß er fürchte, das Gedicht damit zu beschädigen: die Utopie, daß in der Menge der

Einzelne erscheine. (Ich habe unter dem Titel dieser „Utopie“ Szenen der gegliückten und glücklichen Verbindung von Menge und Einzelem in Handkes Büchern im Sinn; etwa die Schlußszene von „Die linkshändige Frau“, dann zwei Passagen aus der „Kindergeschichte“, in denen das mit dem Sozialen so schlecht vermittelte Kind einmal in einem „Reigen“, ein anderes Mal in einer „selbstverständlichen, freien und sogar liebenswürdigen Schar“ erscheint; beide Male aber gibt es keine gänzliche Nivellierung im Sozialen, denn im „Reigen“ erscheint das Kind dem Erzähler als „des Reigens Anführerin“, und in der „Schar“ ist es der Erzähler, er, der „die Stimme, auf die sie hören“ und die ihm in der „Begeisterung“ beim Gehen unter den Kindern erwächst, besitzt. Er erhält dadurch eine Stifterfunktion – ohne daß er dadurch in diesem Stiften vom Gestifteten unabhängig wäre – für die Gemeinschaft, der er somit immer irgendwie äußerlich bleibt: „Keine Frage: Erst mit seiner Lust an ihrer Gesellschaft wird aus dem verlorenen Herumstehen und wirren Gelaufe ein Schwung...“. Ein Gegenbild zu einer solchen Gemeinschaft ist z. B. in „Die Wiederholung“ jene „gesichtslose[, dickbeinige[, plumpfüßige[)] Rotte im Nacken“ [24] des Erzählers, als deren Gegenbild im Roman wiederum einige Seiten später die „herzhaft[e] Schar der Schwachsinnigen“ [53] auftritt.)

II

Das Sprechen Handkes also. Ein gestörtes, ein zunächst, wie es scheint, nur schlechtes, nicht gekonntes Sprechen, als hätte er es vor noch nicht sehr langer Zeit gelernt (nachdem er es vielleicht einmal verlernt hatte), und das immer noch nicht – und auf immer nicht – (wieder) richtig oder ganz. Die Pausen werden gemacht, nein, eben nicht gemacht, sondern klaffen auf, ohne Motivation, ohne stimmliche Ankündigung, an Stellen, die dafür nicht „gut“ sind, Unterbrechungen, die aber nicht – wie etwa in den Filmen von Straub/Huillet –, als disseminatorische Strategie eingesetzt, den Sinn gezielt in die Wüste führen, die also nicht wie etwas auftreten, an das man sich, weil man Kultur kennt, gewöhnt hat. Es ist diesem Sprechen vielmehr um Sinn zu tun; aber um einen bewegten, bebenden Sinn, eine Straße, deren Steine herausspringen, glühen, manchmal aber schwarz werden wie erkaltete Lava, ein Totengesicht zeigen. Ein unvermitteltes Sich-Neigen der Pronunziation vom Deutschen mit einem rauen, brüchigen, die Wörter anbröckelnden österreichischen Klang aber auch

der nur für Phasen oder Segmente, nicht als Gesamtmelodie – in einen deutlich französischen Akzent: Er spricht das „ch“ in „manchmal“ plötzlich als „sch“ aus, was es im Österreichischen m. W. nicht gibt; als sei es ihm heraus- oder ins Sprechen hineingerutscht, in eine Sequenz eingebrochen, von anderswo, und es bleibt, gastiert, nistet eine Weile dort, um sich langsam wieder zu entfernen, sich zurück zuziehen; um später, wieder schlagartig, wiederzukehren; oder das ausführliche, fast angestrengte Aussprechen des „en“ am Ende von z. B. „geben“, wie es z. B. Sprecher aus romanischen Ländern, aber auch Griechen oder Jugoslawen – nicht aber Österreicher, bei denen es oft wie „ge-bann“ klingt – im Deutschen sprechen: ge-ben, eher ge-bän. (Handke erzählte, er sei ein paar Tage zuvor in Paris gewesen. Oder sind das ältere Ablagerungen?)

Ein Sprechen, das ständig gezogen erscheint, von einem anderen Ort, von dem nicht gesagt werden kann, ob er einer oder mehrere ist. Mehrere aber ist er sicher nicht derart, daß zu unterscheiden wäre: Hier ist das, dort das. Es ziehen hier Tendenzen, eine preußische, eine österreichische, eine französische, eine beredte und eine sprachlose, an diesem Sprechen, und so bildet sich etwas absolut Konzises, Unbezweifelbares, jenseits von allem Manierismus, von allem Können und dabei doch ein gesteinhaft-Künstliches, etwas, das – ungefähr im Sinne Goethes – gar nichts Beurteilbares ist, wie die Gesteine, und das sich dabei als ganz bearbeitet zeigt, um keinen Makel des Gesteins zu verbergen – so wie Handkes Gesicht, das aber zu einer Art Makellosigkeit hingearbeitet, durch Arbeit geglättet erscheint, durch und zur Aufmerksamkeit. Ein Sprechen, das ganz aus sich heraus, daimonisch in Goethes Sinn, erscheint und dabei doch nur ist, was es ist, dadurch, daß alles außen und von außen an ihm arbeitet, in ihm Furchen zieht. Das ergibt jene bebende Ruhe, die im Sprechen ist, danach noch sichtbar bleibt, wenn Handke mit zitternder Hand ein Blatt an einen anderen Platz vor sich hinlegt, um sich sofort mit ganzer Aufmerksamkeit dem nach ihm Lesenden zuzuwenden; mit einer Aufmerksamkeit, ohne Lässigkeit, ohne Anspannung; mit einer Aufmerksamkeit, die er, wie mir erst, wo er sie nach seinem Lesen den anderen zukommen ließ – er tat das aber schon vom Betreten des Podiums an –, klar wird, wohl auch beim eigenen Lesen gehabt haben muß, nicht auf „sich“, sondern auf das gerichtet, was sich da von ihm löste, ruckhaft, manchmal unwillkürlich drohend, fast prophetisch ausgestoßen – und darin nicht ohne ein Weniges an Qual –, aber nie semantisch-expressiv, nie selbstverständlich, nie vom Sprechenden

ganz verstanden, angeeignet, wohl aber ungewollt durch ihn, und d. h. vor allem durch ihn hindurch und mit der Wirkung eines nie aufhörenden leichten Staunens für ihn, der da spricht, der das spricht. (Konnte man hier vielleicht etwas von dem erfahren, was jene Griechen von/mit dem logos, der sich ihnen mitteilte, um sich von ihnen in manischen Sprüchen zu lösen, erfahren/durchmachten; allerdings: kein Rausch, sondern ein Aufscheinen, das zu bemerken, nicht aber dem Bewußtsein vollständig mitzuteilen ist; ein Aufscheinen, wo der Gegensatz von hell und dunkel, offen und verschlossen etc. keinen Sinn macht, sondern die Konstellation, der Sternenhimmel im und durch das Dunkel erscheint?)

Eine Aura ohne Heiligenschein, die hier beständig auf die Sprache übergeht und von ihr verliehen wird, ein Glanz, der nicht in der Lage ist, angebetet zu werden, eine Aufmerksamkeit, deren Ernst mit reiner Heiterkeit vermählt bleibt (oder erst in ihr zu sich kommt); ein Blick zurück, nicht nur von mir, jetzt, sondern auch an jenem Abend, am Ende der Veranstaltung, mein Blick zurück zum Podium, wo Handke als letzter es verließ: dabei sein Blick zurück zu dem Platz, wo eben noch etwas gewesen war und den sie jetzt leer zurückließen.

Epilog

„[...] er war, oft zum eigenen Leidwesen, keiner, der, wie vielleicht ein Volksredner oder Sänger, sicher seines Amtes das Wort ergriff und damit auftrat – höchstens wurde er umgekehrt, jedesmal nah am Verstummen, im Glücksfall von den Worten ergriffen und empfand darüber, wenn das Ergebnis dann öffentlich wurde, im nachhinein eine Scheu, ja geradezu Scham; fühlte sich sogar schuldig, wie der Übertretung eines Tabus. Kam das allein aus ihm selber, oder hatte es auch mit diesem bestimmten Staatsvolk und der besonderen deutschen Sprache zu tun, wo es schon lange keine Überlieferung mehr gab oder sich überhaupt nie hatte bilden können?“
„Öffnete er einmal den Mund zu einem kurzen Satz, war das, als habe das stete Aufmerken seiner Stimme den Ton angegeben [...] War er nicht der ideale Erzähler?“

(aus Peter Handke, Nachmittag eines Schriftstellers, S. 42 und 75; das erste Zitat betrifft den Schriftsteller, das zweite den „Gesetzgeber“, einen Gast eines Gasthauses.)

Berlin, im Januar und Februar 1988

FREUD UND PEANO WIEDERLESEN

Jacques Riguet

Erschienen in *Spirales. Journal de culture internationale*, No. 20/21 (November-Dezember 1982). Es handelt sich um die erweiterte Fassung eines Vortrages, der im Rahmen des Kolloquiums *Die Ara Peanos* im November 1981 in Mailand gehalten wurde. Die ersten Abschnitte wurden auf italienisch in der Zeitschrift *Spirali*, No. 39 (März 1982) unter dem Titel *A proposito di Peano* veröffentlicht.

Die hier vorgelegte deutschsprachige Fassung ist vom Autor mit einigen Ergänzungen versehen worden.

Die Entdeckung und die Lektüre der Arbeiten Giuseppe Peanos durch die italienischen Psychoanalytiker ist eine Tatsache, die Staunen erregt. Ich habe kaum die Zeit, mehr dazu zu sagen. Aber dies spielt keine große Rolle: Wenn das Unbewußte strukturiert ist wie eine Sprache und wenn es recht weit davon entfernt ist, sich in einer gut gemachten Sprache auszudrücken, für welche, wie Poincaré sagte, nur die Mathematik ein Modell geliefert hat, dann bin ich ganz froh zu wissen, daß man hier denkt, man müßte ihm eher als Logiker denn als Linguist lauschen.

Die Logik eher als die Linguistik kann uns bei dem Versuch behilflich sein, eine kohärente Sprache oder gar ein System zu entziffern oder auszuarbeiten, das einigermaßen deduktiv wäre und das es uns erlauben könnte zu erfassen, was, wie es zumindest den Anschein hat, bruchstückhaft aus den unergründlichen Tiefen des Psychismus sprudelt.

Zunächst: Es gibt kein deduktives System ohne ein Basisvokabular. Indessen existierte vor Freud ein solches Vokabular nicht. Er war also gehalten, entweder Wörter der Umgangssprache zu benutzen und ihren Sinn so weit zu verfremden, daß diese brauchbar wurden, oder aber neue Wörter zu erfinden. Hierauf hatte er Grundregeln zu formulieren, mit deren Hilfe das System funktionieren konnte. Regeln, die inspiriert waren von der mechanistischen Atmosphäre der Zeit, ja sogar von militärischer Strategie (z. B.: Prozeß der Sublimation, Mechanismen des Widerstandes).

Eine neue Lektüre von Freud. Freud wiederlesen mit Hilfe Peanos. Warum sollte man nicht den Versuch machen, die ganze Psycho-

analyse neu zu formulieren in aufeinanderfolgenden Wellen, wie Peano und die verschiedenen Ausgaben des *Formulario* einen beachtlichen Teil der Mathematik des 19. Jahrhunderts neu formuliert, kodifiziert und systematisiert haben! Sind nicht die Ausarbeitungen eines Vokabulars wie die von Laplanche und Pontalis erste Schritte in dieser Richtung?

Eine neue Lektüre von Freud, von Peano und eine Neuformulierung. Eine kritische Prüfung auf der Seite Freuds: Melanie Klein, Winnicott, Lacan ... auf der Seite Peanos: Frege, Russell ...

Eine neue Lektüre von Freud - Lacan mit Hilfe von Peano - Bourbaki und eine Neuformulierung. Dies wäre schon ein ganzes Programm.

Aber sowie man sich an es hält, ist es bereits unzureichend. Aus dem folgenden Grund: Peano - Bourbaki sind unzureichend, sie sind zu ersetzen durch: Peano, Bourbaki, Prozesse (Grakten = Graphien von Prozessen). Ich will versuchen, weiter auszuführen, was ich damit meine.

Grakten und Prozesse

Es gibt zahlreiche Gründe für die Einführung des Begriffs Grakt. Der wichtigste Grund ist zweifellos der, daß der Begriff Graph unzureichend ist für die Formalisierung des Begriffs „Maschine“ (oder „dynamisches System“), sei es, daß es sich um Maschinen im engeren Sinn handelt, im Sinn der guten alten Mechanik des 19. Jahrhunderts und der industriellen Revolution (etwas simple Maschinen vielleicht, die aber - fragen Sie nur die Ingenieure! - im Falle eines Defektes Sie ganz schön durch ihre teuflischen und perversen Streiche überraschen können) oder um Maschinen im weiteren Sinn, die erlauben, daß wir das Maschinenartige in uns besser verstehen, psychotische Maschinen, Wunschmaschinen, Spielmaschinen, die mehr oder weniger zölibatär sind, etc.



Bereits hier tut sich ein umfangreiches Feld für Untersuchungen auf. Eine Maschine ist etwas, das nicht allein eine Geschichte hat, sondern auch Geschichte „macht“, „produziert“, etwas, das sich entwickelt, das einer Bahn folgt in dem riesigen Wirrwarr von Weichen, den ein Prozeß bildet.

Eine Maschine ist etwas, das man hören kann (es ist nicht nötig, daß man sie dazu auf die Couch legt), weniger mit dem Ohr (sei es nun das dritte oder nicht) als vielmehr mit den Augen, die einen

Bildschirm beobachten mit schwebender Aufmerksamkeit während Sitzungen, die gelegentlich ganze Nächte dauern (Fredkins im MIT in den Jahren um 1965 und die „cellular automata“).

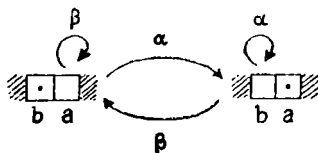
Die Konstruktion eines „Flip-flop“- oder „Fort-da“-Dispositivs auf einem Tisch, auf dem sich ein Aschenbecher und zwei Stapel Kartons befinden.

Wir wollen auf dem Tisch, der dem Publikum gegenüber aufgestellt ist, zwei aneinandergrenzende Bereiche markieren, die wir als a und als b bezeichnen und die nach links und nach rechts durch einen Stapel Kartons begrenzt sind. Auf dem Tisch kann man einen Aschenbecher hin- und herschieben und zwar parallel zu den noch freien Seiten, bis er an einen der Kartonstapel stößt. Man erhält so zwei elementare Handlungen α und β , die darin bestehen, den Aschenbecher jeweils nach links oder nach rechts zu schieben, bis er gegen einen der Kartonstapel stößt, die das so geschaffene Operationsfeld eingrenzen.

Man hat auf diese Weise einen Mechanismus mit zwei elementaren Handlungen und mit zwei Zuständen geschaffen: einen, in dem der Aschenbecher sich in der Region b befindet, was man durch  darstellen kann, und einen anderen, in dem er sich in der Region a befindet, was man durch  darstellen kann.

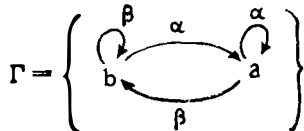
Das Verhalten dieses Mechanismus ist umfassend beschrieben durch die Abbildung

Fig. 1



oder einfacher noch durch den Grafen:

Fig. 2



wenn man die Symbole a und b nicht allein dazu verwenden will, die Bereiche des Tisches zu bezeichnen, sondern auch die Zustände des Mechanismus, bei denen sich der Aschenbecher in diesen Bereichen befindet.

Was ist ein Grakt?

Wir haben soeben ein erstes Beispiel für einen Grakten kennengelernt. Er wird gebildet durch zwei Pfeiltypen α und β sowie dadurch, daß es möglich ist, für jeden von diesen eine bestimmte Menge von Positionen anzugeben, das heißt eine bestimmte Menge von Ursprung-Ziel Paaren, die für jeden Pfeil zulässig sind.

So gibt zum Beispiel Figur 2 an, daß für den Pfeiltypus α die möglichen Ursprung-Ziel Paare (a, a) und (b, a) sind. (Verlangt man darüber hinaus, daß jeder Pfeil nur einen Ursprung und nur ein mögliches Ziel hat, hat man als besonderen Fall des Begriffs Grakt die gewöhnliche Bezeichnung Graph: Ein Graph ist ein Grakt, für den man die Wiederholung desselben Pfeils in verschiedenen Positionen nicht zuläßt.)

Die Angabe, daß für einen Pfeil vom Typus x das Paar (y, z) als Ursprung-Ziel Paar zulässig ist, ist gleichwertig mit der Angabe des Paares (x, (y, z)). Es folgt daraus, daß die genaue Definition des Begriffs Grakt folgende ist: Ein Grakt ist eine Menge von Paaren, deren zweite Terme selbst wieder Paare sind. Zum Beispiel ist der Grakt des Flipflop Mechanismus die Menge

$$\Gamma = \{(\alpha, (a, a)), (\alpha, (b, a)), (\beta, (a, b)), (\beta, (b, b))\}$$

oder, wenn man die Schreibweise (x \rightarrow y) anstatt des Paares (x, y) benutzt:

$$\Gamma = \left\{ \begin{array}{cccc} \alpha & \alpha & \beta & \beta \\ \downarrow & \downarrow & \downarrow & \downarrow \\ (a, a) & (b, a) & (a, b) & (b, b) \end{array} \right\}$$

oder, wenn man die Schreibweise (y \xrightarrow{x} z) anstatt des Paares (x, (y, z)) benutzt:

$$\Gamma = \left\{ \begin{array}{cccc} \mathbf{a} & \mathbf{b} & \mathbf{a} & \mathbf{b} \\ \alpha \downarrow & \alpha \downarrow & \beta \downarrow & \beta \downarrow \\ \mathbf{a} & \mathbf{a} & \mathbf{b} & \mathbf{b} \end{array} \right\}$$

oder, wenn die Wiederholung von gewissen Punkten unterdrückt ist:

$$\Gamma = \left\{ \begin{array}{ccc} \mathbf{a} & & \mathbf{b} \\ & \searrow \alpha & \swarrow \alpha \\ & \mathbf{a} & \rightarrow \beta & \mathbf{b} \\ & & & \nearrow \beta \\ & & & \mathbf{b} \end{array} \right\}$$

oder, wenn jede Wiederholung von Punkten unterdrückt ist:

$$\Gamma = \left\{ \begin{array}{ccc} \cap^{\beta} & \alpha & \cap^{\alpha} \\ \mathbf{b} & \rightleftarrows & \mathbf{a} \\ & \beta & \end{array} \right\}$$

was genau Figur 2 ist.

Die fundamentale Dialektik: Modellierung. Interpretation

Im vorausgehenden Abschnitt sind wir von einer bestimmten Wirklichkeit ausgegangen: den Bewegungen eines Aschenbechers auf einem Tisch. Wir haben uns veranlaßt gesehen, eine mathematische Struktur auszuarbeiten, um das Wesen dieser Wirklichkeit auszudrücken: den Grakt der Fig. 2. Man sagt, der Grakt sei eine modellhafte Abbildung der betreffenden Wirklichkeit.

Es scheint uns unnütz, weitere Beispiele anzuführen, um wen auch immer von folgendem zu überzeugen: Grakten sind mathematische Strukturen, die es erlauben, ein jedes System modellhaft abzubilden, das verschiedene Zustände enthält und auf das verschiedene Elementarhandlungen wirken können, von denen jede die Wirkung hat, das System von einem Zustand in einen anderen übergehen zu lassen.

Im folgenden werden wir sehen, daß der Nutzen der Struktur des Grakten sich darin nicht erschöpft. Ein Grakt erlaubt es auch, Sprachen, Überlegungen, Spiele für mehrere Spieler, „Grundlagensysteme“, chemische Reaktionen usw. modellhaft abzubilden.

Das geht sogar noch weiter: Die Grakten erlauben es, Probleme zu lösen. Besser: Sie ermöglichen es, alle Probleme zu lösen, die finit und kombinatorisch sind.

Wenn ich eine solche Behauptung aufstelle, dann möchte ich damit unterstreichen, daß das Problem der Determinierung des Teils der Wahrheit, den eine solche nicht gerade bescheidene Aussage enthält, eine eingehende Untersuchung verdiente.

Der Modellierung eines bestimmten Teils, eines gewissen Ausschnitts der Wirklichkeit durch eine mathematische Struktur entspricht ein umgekehrter Vorgang: die Deutung einer bestimmten mathematischen Struktur. Eine mathematische Struktur ist ein „Nicht-Sinn“, was heißt, daß sie frei von Bedeutung ist; aber es ist ein

„Nicht Sinn“, der voll von Bedeutungsmöglichkeiten ist, ein „Nicht-Sinn“, den man auf viele Arten interpretieren kann. Kehren wir zu Fig. 2 zurück, die uns eine mathematische Struktur Γ präsentiert.

Diese Struktur ist deutbar: Sie kann die Verschiebungen eines Aschenbechers auf einem Tisch bedeuten. Es gibt aber noch viele andere Bedeutungen.

Zunächst eine erste, die man die Deutung „hinlegen – wegnehmen“ oder auch „besetzen – freigeben“ oder auch „füllen – leeren“ nennen könnte: ein System, gebildet aus einer Steckdose und einem passenden Stecker. Also ein System, das zwei Zustände aufweist: den Zustand b , in dem der Stecker draußen ist, den Zustand a , in dem der Stecker drinnen ist und zwei Elementarhandlungen, das Eindringen und das Herausziehen.



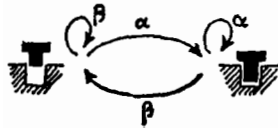
Wenn man den Zustand b durch  und den Zustand a durch  darstellt, ist das Verhalten des Systems vollständig beschrieben durch die Figur:

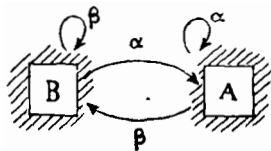
Fig. 3



die ein System beschreibt, das eine mögliche Deutung des Grafen der Figur 2 darstellt.

Geben wir ein drittes Beispiel einer Deutung desselben Grafen: ein äußerst einfaches Marionettentheater, in welchem dem Marionettenspieler nur zwei Grundhandlungen zur Verfügung stehen: eine Handlung α , die darin besteht, die Marionette A und eine Handlung β , die darin besteht, die Marionette B zu zeigen. Also ein System, dessen Verhalten durch die folgende Abbildung beschrieben werden kann:

Fig. 4



und das somit eine mögliche Deutung des Grakten der Figur 2 darstellt.

Da die drei Beispiele, die wir soeben beschrieben haben, verschiedene Deutungen derselben zugrundeliegenden Struktur sind (d. h. des Grakten Γ der Fig. 2), brauchen wir nur Γ zu berücksichtigen, um sie zu untersuchen.

Fragment der Geschichte eines Aschenbechers

Ein System interessiert uns öfter wegen der Verschiedenartigkeit seiner möglichen Entwicklungen.

Wenn ein Grakt eine angemessene Sprache ist, um von Systemen zu sprechen, wie definieren wir dann den Begriff Geschichte, den Begriff Entwicklung in Graktentermen?

Beginnen wir, die Geschichte eines Aschenbechers zu erzählen: Am Anfang war er in a , dann hat man ihn nach links gestoßen und er ist nach b gekommen, dann hat man ihn noch einmal nach links gestoßen, er ist in b geblieben, dann hat man ihn nach rechts gestoßen und er ist nach a gekommen.

Diese Geschichte ist vollständig beschrieben durch die folgende Abfolge von Elementen von Γ :

$$(a \xrightarrow{\beta} b)(b \xrightarrow{\beta} b)(b \xrightarrow{\alpha} a)$$

Eine solche Folge beschreibt einen Weg von Γ . Im allgemeinen nennt man *Weg eines Grakten* eine Sequenz seiner Elemente, bei der das Ziel eines Elements identisch ist mit dem Anfang des ihm folgenden.

So läßt sich die Geschichte eines Systems vollständig beschreiben durch einen Weg in dem Grakten, der seine Modellierung ist, und dies ohne Zweideutigkeit.

Der Graph der Wege eines Grakten

Wenn ein Grakt Γ gegeben ist, ist der Graph seiner Wege, $wg\Gamma$, im allgemeinen per Definition die Menge aller Elemente der Form:

$$\overleftarrow{((x_1, (q_1, q_2))(x_2, (q_2, q_3)) \dots (x_n, (q_n, q_{n+1})), (q_1, q_{n+1}))}$$

so daß $(x_1, (q_1, q_2)), \dots (x_n, (q_n, (q_n, q_{n+1})))$ Elemente von Γ sind.

(Der lange Pfeil \longleftarrow über dem ersten Element zeigt an, daß es sich **um** eine Sequenz handelt.)¹

Oder, wenn man die pfeilförmige Schreibweise vorzieht, die Menge **aller** Elemente der Form:

$$\overleftarrow{q_1 \xrightarrow{x_1} q_2, q_2 \xrightarrow{x_2} q_3, \dots, q_n \xrightarrow{x_n} q_{n+1} \xrightarrow{\quad} q_n}$$

so daß $q_1 \xrightarrow{x_1} q_2, \dots, q_n \xrightarrow{x_n} q_{n+1}$ Elemente von Γ sind.

Wenn Γ z. B. der Grakt des Flip-flop ist, wird der Graph unter anderem die Elemente

$$\overleftarrow{(a \xrightarrow{\beta} b, b \xrightarrow{\beta} b, b \xrightarrow{\alpha} a)}(b \xrightarrow{\alpha} a, a \xrightarrow{\alpha} b) \overrightarrow{b}$$

enthalten.

Eine andere Art, die Geschichte zu schreiben

Man **muß** hier bemerken, daß die Beschreibung einer Geschichte mittels eines Wegs ersetzt werden kann durch eine andere, die sich **sehr** wenig von dieser unterscheidet, ihr völlig gleichwertig ist, die aber weniger ökonomisch ist. Die oben ausgeführte Geschichte des Aschenbechers schreibt sich auf diese zweite Weise so:

$$a \xrightarrow{\beta} ab \xrightarrow{\beta} abb \xrightarrow{\alpha} abba$$

Um sie aus der ersten herzuleiten, genügt es, die Anfangspunkte der verschiedenen Pfeile in Form von Präfixen in die Endpunkte aufzunehmen. Man braucht nur diese Präfixe wieder wegzunehmen, um zur ersten Beschreibungsweise zurückzukommen.

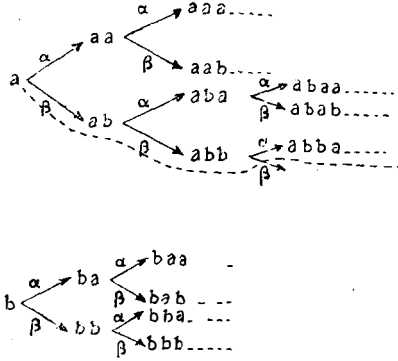
Diese zweite Weise der Beschreibung hat den Vorzug, die Geschichte in der Form eines Grakten, der einen besonderen Typ darstellt, zu beschreiben, den wir als *kettenförmig* bezeichnen und der **durch** folgende Eigenschaften charakterisiert ist:

1. Es gibt einen „initialen“ Punkt, der nicht Endpunkt eines Pfeils ist;
2. jeder andere Punkt ist Endpunkt eines einzigen Pfeils;
3. jeder Punkt ist vielleicht mit einer einzigen Ausnahme Ausgangspunkt eines einzigen Pfeils.

Die Vereinigung aller Kettengrakten, die die möglichen Geschichten eines Grakten Γ darstellen, bildet selbst wieder einen Grakt, den man *Baum von* Γ nennt und der sich auch auf folgende Weise definieren

läßt: Er ist der Grakt, der alle Buchstabenfolgen, die die Punkte von Γ bezeichnen, als Punkte hat, der die Pfeile von Γ als Pfeile hat und der aus allen Elementen der Form $ma \xrightarrow{X} mab$ besteht, wo m die willkürliche Folge der Buchstaben ist, die einen Punkt von Γ darstellen, und wo $a \xrightarrow{X} b$ ein Element von Γ ist.

Ein Anfang der Aufzeichnung des Baums des Grakten Γ der Figur 2 ist durch die folgende Figur gegeben:

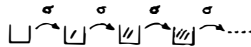


Die Auslassungspunkte zeigen an, daß die Verzweigungen des Baumes sich weiter fortsetzen.

Der Teil, der mit einer unterbrochenen Linie unterstrichen ist, hebt in diesem Baum den verketteten Grakten hervor, der der Geschichte des Aschenbechers entspricht, die oben beschrieben ist.

Die Stäbchenhaufen und die Axiomatik der natürlichen ganzen Zahlen von Peano

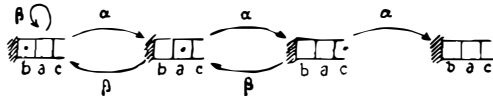
Betrachten wir das System, in dem die verschiedenen Zustände die eines bestimmten Haufens von Stäbchen sind und das eine einzige elementare Handlung σ kennt, die darin besteht, dem bereits vorhandenen Haufen ein Stäbchen hinzuzufügen. Ein Anfang einer Niederschrift des Grakten, der dieses System modelliert, ist in folgender Figur gegeben:



Man kann leicht sehen, daß die Eigenschaften 1) 2) 3), die einen Grakten zu einer Kette machen, nichts anderes sind als eine Art, die Axiome Peanos durch das System der ganzen Zahlen auszudrücken, wobei die Handlung σ die Rolle der Funktion des Nachfolgers in dieser Axiomatik übernimmt.

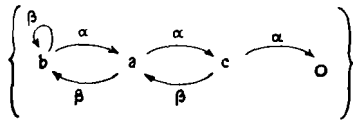
Ein weiteres Beispiel

Wir gehen abermals von der Anordnung zweier sich berührender Bereiche a und b auf einem Tisch aus, aber diesmal stellen wir nur links von a einen Stapel Kartons auf, während der Bereich rechts von b ein Bereich c ist, der durch die Tischkante begrenzt ist. Es gibt dann immer noch zwei Stoßhandlungen α und β , aber nun ist das Resultat von α , wenn der Aschenbecher sich in a befindet, ihn nach c zu bewegen, und, wenn er sich in c befindet, ihn vom Tisch fallen zu lassen. Das System ist also eines mit vier Zuständen, das sich mit Hilfe der folgenden Figur beschreiben läßt:



oder einfacher, wenn man die Symbole a, b, c benutzen will, um die Zustände zu bezeichnen, in denen der Aschenbecher sich in diesen Bereichen befindet, und das Symbol O für den Zustand, in dem der Aschenbecher nicht mehr auf dem Tisch ist, durch den Grakt:

Fig. 8



Im Fall des Flip-flop spielten die beiden Zustände a und b symmetrische Rollen. Das ist hier nicht mehr der Fall. Dafür gibt es einen Zustand O, der den Tod des Systems oder wenigstens einen Zustand ewiger und unwiderruflicher Ruhe bedeutet.

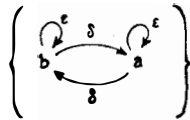
Das System zeigt weitere Besonderheiten: Man kann die Handlung α nie öfter als dreimal nacheinander ausführen, ohne den Tod des Systems hervorzurufen.

Ein drittes Beispiel: die Anordnung „Halt - los“

Kommen wir zurück zu der Anordnung vom Anfang; sie wurde gebildet durch zwei sich berührende Bereiche a und b auf einem Tisch, rechts und links von einem Stapel Kartons begrenzt. Dieses Mal jedoch betrachten wir zwei grundlegende Handlungen, von denen die eine ϵ eine Ruhehandlung, eine neutrale Handlung, die status quo-Handlung ist, die den Zustand, in dem das System sich befindet, unverändert läßt, und die andere δ eine Verschiebungshandlung von einem der Bereiche zu dem an ihn angrenzenden Bereich.

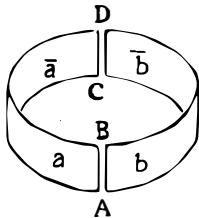
Der Grakt, der dieses System modellhaft darstellt, ist durch die folgende Figur gegeben:

Fig. 9

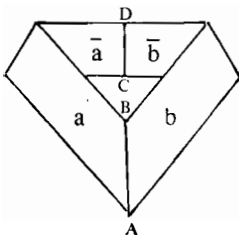


Über den Einfluß der Topologie der Oberfläche auf den modellierenden Grakten

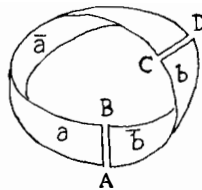
Der Fall des Zylinders:



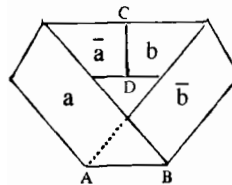
Wenn man eine Plättung vorgenommen hat:



Der Fall des Möbiusbandes:



Wenn man eine Plättung vorgenommen hat:

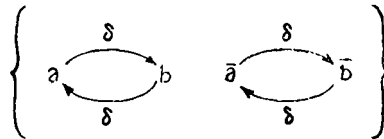


Statt eines Tisches, der in zwei einander berührende Bereiche a und b aufgeteilt ist, betrachten wir ein rechteckiges metallisches Band, das in zwei sich berührende Bereiche a und b aufgeteilt ist, so daß die Rückseite \bar{a} von a und die Rückseite \bar{b} von b auch eine Teilung der anderen Seite in zwei sich berührende Bereiche darstellen. Wir kleben die kurzen Seiten des rechteckigen Bandes zusammen und erhalten einen metallischen Zylinder, auf dessen Oberfläche man einen kleinen Magneten von einem Bereich in den anderen gleiten lassen kann.

Es ergibt sich so eine elementare Handlung δ , die darin besteht, den Magneten aus dem Bereich, in dem er ist, in den benachbarten Bereich gleiten zu lassen. Man hat also einen Mechanismus mit einer einzigen elementaren Handlung δ und mit vier Zuständen a, b, \bar{a} , \bar{b} , wenn man übereinkommt, diese Symbole nicht nur zu benutzen, um Bereiche, sondern auch um die Zustände des Mechanismus zu bezeichnen, in denen der Magnet an diesen Bereichen haftet.

Der Mechanismus ist modelliert durch den Grakten:

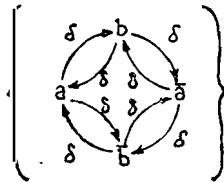
Fig. 10



Betrachten wir jetzt einen anderen Mechanismus, den wir auf dieselbe Weise wie den vorigen erhalten, mit dem einzigen Unterschied, daß die kurzen Seiten des rechteckigen Bandes erst nach einer Drehung des Bandes zusammengeklebt werden, so daß kein Zylinder, sondern ein Möbiusband entsteht.

Der Mechanismus ist diesmal modelliert durch den Grakten:

Fig. 11



Man erkennt auf diese Weise den Einfluß der Oberflächentopologie auf die Konnexität des Grakten, der das System des Gleitens auf dem Band modelliert: Im Fall des Möbiusbandes ist der Grakt in einem Stück, er ist, wie man sagt, konnex, während er im Fall des Zylinders

nicht konnex ist, da er aus zwei Untergrakten besteht, die untereinander durch keinerlei Weg verbunden sind.

Dies ist nicht der einzige Unterschied: Im Fall des Zylinders ist der modellierende Grakt deterministisch. (Ein Grakt ist *in einem Punkt y deterministisch*, wenn es für jeden Pfeil x höchstens einen Punkt z gibt, so daß $y \xrightarrow{x} z$ ein Element des Grakten ist. Man sagt, *ein Grakt ist deterministisch*, wenn er in jedem seiner Punkte deterministisch ist.)

Im Fall des Möbiusbandes ist der modellierende Grakt nicht deterministisch, weil der „Fächer“ $a \begin{smallmatrix} \delta & b \\ \delta & b \end{smallmatrix}$ ein Teil des Grakten ist.

Wege und Bahnen

Bei Annahme eines Grakten Γ haben wir den Graphen $w\Gamma$ definiert, der es erlaubt, alle Geschichtsfragmente des durch Γ modellierten Systems zu beschreiben.

Ein Geschichtsfragment erlaubt es, die geschehene Abfolge der elementaren Handlungen zu erkennen; aber diese Abfolge erlaubt es im allgemeinen nicht (z. B. wenn Γ nicht deterministisch ist), die Geschichte selbst wiederherzustellen.

Um diese Abschwächung des Begriffs der Geschichte in algebraische Terme zu übersetzen, müssen wir den Begriff des Wegs durch einen schwächeren ersetzen: den der Bahn. Der Grakt $w\Gamma$ der Bahnen von Γ ist durch Definition die Gesamtmenge der Elemente der Form

$q_1 \xrightarrow{x_1 \dots x_n} q_{n+1}$, so daß $q_1 \xrightarrow{x_1} q_2, \dots, q_n \xrightarrow{x_n} q_{n+1}$ Elemente von Γ sind.

Mit anderen Worten:

$$w\Gamma = \left\{ q_1 \xrightarrow{x_1 \dots x_n} q_{n+1} \mid \exists q_2, \dots, \exists q_n \left(q_1 \xrightarrow{x_1} q_2 \right) \in \Gamma, \dots, \left(q_n \xrightarrow{x_n} q_{n+1} \right) \in \Gamma \right\}$$

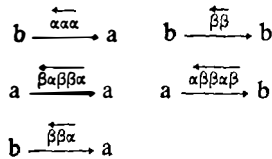
Jeder Weg definiert also eine Bahn gleichen Ausgangs- und gleichen

Endpunktes. Z. B. definiert der Weg $a \xrightarrow{\alpha} b, b \xrightarrow{\beta} b, b \xrightarrow{\alpha} a$

die Bahn: $a \xrightarrow{\beta\beta\alpha} a$.

Gedächtnis eines Flip-flop

Betrachten wir erneut den Grakt des Flip-flop Γ Fig. 2. Hier sind einige seiner Bahnen:



Man sieht sofort, daß sie im endgültigen Zustand a oder b ankommen, je nachdem, ob der letzte Buchstabe der sie konstituierenden Abfolgen α oder β ist.

Ganz offensichtlich gehört diese Eigenschaft nicht zu den fünf Bahnen dieser Abbildung, sondern gilt für jede beliebige Bahn des Grakten Γ .

Das bedeutet, daß Γ und folglich jedes System, das eine Interpretation von Γ ist, im gegebenen Zustand und zu einem gegebenen Augenblick die Spur seiner jüngsten Geschichte bewahrt: Es erinnert sich an die letzte Veränderung, die es erfahren hat, an die letzte Handlung, der es unterworfen war: an den vorhergehenden Zustand. Man kann also sagen, daß Γ ein Gedächtnis der Ordnung 1 hat, da der Zustand, in dem es sich im Augenblick befindet, die Spur der Handlungen bewahrt, die im Augenblick t-1 auf es ausgeübt wurden. Aber es bewahrt nicht die Spur der Handlungen, die in den Augenblicken t-2, t-3 ausgeübt wurden.

Gedächtnis eines Systems „Halt - los“

Natürlich fragt man sich, ob das System „Halt - los“, dargestellt im Grakt der Fig. 9, ein Gedächtnis dieser Art hat. Es ist nicht so. Dieses System hat Gedächtnisfähigkeiten anderer Natur: Im Gegensatz zum Flip flop behält es nicht die Spur der jeweils letzten auf es ausgeübten Handlung, aber es kann sich daran erinnern, ob die Zahl der Handlungen δ , die es erfahren hat (d. h. die Zahl der stattgefunden habenden Verschiebungen zwischen Bereichen), gerade oder ungerade ist. Das ist eine unmittelbare Folge der Tatsache, daß nur δ eine Zustandsveränderung bewirkt. Wenn wir also wissen, zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Vergangenheit (der vielleicht weit zurückliegt) war das System zum Beispiel im Zustand a, dann können wir zu jedem späteren Zeitpunkt sagen, ob die Zahl der Handlungen δ gerade oder ungerade war.

Trotz alledem ist diese Art Gedächtnis von sehr beschränkter Kapazität, da es nur zwei Gruppen von Geschichten zu unterscheiden vermag. Wir bemerken jedoch, daß dieses Gedächtnis nicht auf ein bestimmtes Zeitintervall beschränkt ist. Der gegenwärtige Zustand ist nicht mehr (und auch nicht weniger!) von den letzten Handlungen beeinflusst als von denen, die in einer fernen Vergangenheit geschehen sind. Das unterscheidet sich völlig von dem, was sich beim Flip-flop abspielte, wo ausschließlich die letzte Handlung Einfluß hatte.

Dies unterscheidet sich auch in gewisser Weise vom menschlichen Gedächtnis. Ist es nicht eine der ersten Entdeckungen Freuds, daß Handlungen oder vielmehr Abfolgen von Handlungen bestimmter Art aus der frühen Kindheit (d. h. wesentlich solche, die sich auf Sexualität beziehen) noch sehr stark den gegenwärtigen Zustand des Subjekts beeinflussen.

Wenn auf die Handlung eine Reaktion erfolgt

Wir haben in den vorhergehenden Abschnitten gesehen, daß die Grakten eine angemessene mathematische Struktur sind, um die Modellierung eines Systems als einer kleinen, geschlossenen Welt, die unter dem Einfluß von äußeren Handlungen ihren Zustand ändert, in algebraische Terme (man könnte sagen: Pfeilterme) zu übersetzen. Bisher haben wir die Tatsache nicht hinreichend berücksichtigt, daß es zur Untersuchung, das heißt zunächst zur Beobachtung eines Systems Mittel geben muß, sich zu äußern, genauer, daß das System, wenn es einer bestimmten Handlung unterliegt, nicht nur eine Zustandsveränderung erfährt, sondern als Folge auch eine gewisse Reaktion, eine gewisse Antwort zeitigt.

Um diese Möglichkeit der Äußerung eines Systems in unser Grakt-Modell einzuführen, brauchen wir an unserer Formelbildung nichts zu verändern, wir müssen nur festlegen, daß ein Symbol, das **eine** Handlung bezeichnete, künftig ein Paarsymbol sein soll, das das Paar Aktion – Reaktion bezeichnet.

Reihenkoppelung und Feedback

Γ_1 und Γ_2 seien die Grakten, die zwei Systeme S_1 und S_2 darstellen. Wenn das Paar (Γ_1, Γ_2) den Grakt bezeichnet, der das System modelliert, das man erhält, wenn man S_1 und S_2 als Reihe setzt, wie kann man dann das Paar (Γ_1, Γ_2) ausgehend von Γ_1 und Γ_2 algebraisch definie-

ren? Die Antwort ist die: $\varphi(\Gamma_1, \Gamma_2)$ ist die Menge der $\overleftarrow{q_1 q_2} \xrightarrow{x_1/y} \overleftarrow{q_1' q_2'}$, so daß es ein x_2 gibt, so daß $q_1 \xrightarrow{x_1/x_2} q_1'$ ein Element von Γ_1 ist, und daß $q_2 \xrightarrow{x_2/y_2} q_2'$ ein Element von Γ_2 ist.²

Feedbacks

Auf analoge Weise wird das Feedback-Paar $\varphi(\Gamma_1, \Gamma_2)$ von zwei Grakten Γ_1 und Γ_2 dank einer Funktion φ , die den Eingang x und den Ausgang x' von Γ_2 zu einem Eingang $\varphi(xx')$ von Γ_1 umformt, algebraisch folgendermaßen definiert: $\varphi(\Gamma_1, \Gamma_2)$ ist die Menge der Elemente $\overleftarrow{q_1 q_2} \xrightarrow{x/y} \overleftarrow{q_1' q_2'}$, so daß es ein x' gibt, so daß $q_1 \xrightarrow{\varphi(xx')/y} q_1'$ ein Element von Γ_1 und $q_2 \xrightarrow{y/x'} q_2'$ ein Element von Γ_2 ist.³ und ⁴

Wo stehen wir?

Die vorhergehenden Abschnitte liefern uns das notwendige Werkzeug des kleinen Graktologen, welches uns erlaubt, Systeme modellhaft abzubilden, zunächst sehr einfache, die man dann aber auch schrittweise komplexer gestalten kann. Es erlaubt zudem, komplexe Systeme zu konstruieren als Resultate einfacher Operationen (Reihenkopplung, Feedback...) über einfache Systeme. Es ist nun notwendig, sich über die Möglichkeiten der modellhaften Abbildung des Werkzeugs zu befragen, das wir jetzt in der Hand haben.

Es gäbe Anlaß, zahlreiche Beispiele angewandter Graktologie zu behandeln, die zeigen, wie man Begriffe wie den der Grammatik in der Linguistik, den des deduktiven Systems in der Logik, den des Magma in der Algebra, den des Programmschemas in der Informatik behandelt – ganz zu schweigen von mechanischen, thermodynamischen, chemischen oder biologischen Begriffen. Solche Beispiele würden es uns ermöglichen, uns bewußt zu machen, daß die Grakten wohl eine universale Sprache sind, insofern man mit ihrer Hilfe eine beträchtliche Anzahl wissenschaftlicher Begriffe übersetzen, mit ihnen auf verschiedene Weise operieren und sie, wenn erforderlich, in die Ausgangssprache zurückübersetzen kann.

Aber eine solche Ausarbeitung von Beispielen würde viel mehr Raum beanspruchen, als uns zur Verfügung steht. An Raum fehlt es

uns auch, das zu illustrieren, was ich jetzt zeigen möchte, nämlich die Erarbeitung eines Diskurses, der die graktische oder prozessuale Modellierung auf der Ebene des Alltäglichen interpretiert, dann auf der Ebene einer kleinen psychologischen Abhandlung für die Massenmedien (ein Genre, das gut repräsentiert ist durch das kleine Buch, das vor mehr als zwanzig Jahren in London unter dem Titel *Do cows have neuroses?* erschienen ist).

Man ist vielleicht erstaunt darüber, daß wir empfehlen, die Dinge auf einem eher niedrigen Niveau anzugehen. Aber Peano hat seine ersten Formulierungsversuche auf einem sehr niedrigen Niveau begonnen.

Zu Beginn war das *Formulario* nur ein kleines Wörterbuch von gut zusammengestellten Rezepten, die aber bereits erlaubten, elementare Mathematik neu zu denken und in eine stringente und fehlerlose Sprache zu übersetzen. Dabei ist es jedoch nicht geblieben.

Für uns ist die Beschreibung des Alltäglichen in graktischen Termen auch nur ein erster Schritt in Richtung auf unser Ziel: Systeme zu studieren, die die Freudsche Konstruktion nicht nur wahrnehmbar machen, sondern auch in einem neuen Licht erscheinen lassen.

Von dieser Etappe aus wird uns eine wichtige Spaltung bewußt.

Es gibt Systeme, die nicht delirieren (mindestens eines und vielleicht nur eines: das System der Mathematik), es gibt Systeme, die es nur sehr wenig tun: die Physik, die Chemie; es gibt Systeme, die ein bißchen delirieren (das Shakespearesche System der großen Mechanismen der Geschichte z. B.); und es gibt stark delirierende Systeme, die so sind, weil sie nicht anders sein können. Ein existentielles System deliriert immer, weil es existentiell ist. Ein existentielles System ist eines, das nur durch sein Delir und seine Widersprüche existieren kann.

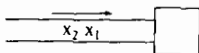
Aber ein Delir folgt nicht irgendeiner Bahn, sondern kann nur auf bestimmten Bahnen gehen, und es ist schon etwas, wenn man weiß, daß ein Prozeß sich eher auf dieser als auf einer anderen Bahn abwickelt.

Dieses Wissen, das sich unschwer bei Menschen finden läßt, die ein gutes psychologisches Gespür haben, muß dringend anders formuliert werden, so wie es am Ende des 19. Jahrhunderts, in der Zeit Peanos notwendig war, die Mathematik neu zu schreiben und neu zu formulieren, indem man daranging, die „Mutterstrukturen“ herauszuschälen und sie miteinander zu kombinieren, um komplexere zu erhalten. Es ist jetzt wichtig, diese Strukturen, die fundamentalen Pro-

zesse herauszuschälen, welche durch Kombination nicht allein eine Vereinheitlichung und Verdichtung der Menge der erworbenen Kenntnisse möglich machen, sondern vor allem eine neue Art und Weise, die Psychologie zu denken unter Verwendung einer Sprache, die ihre Benutzer zwingt, tabula rasa zu machen und alles noch einmal zu denken.

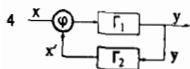
Aus dem Französischen übersetzt von Hans Naumann und Norbert Haas

- 1 Im allgemeinen gilt: Wenn u_1, \dots, u_n als Elemente gegeben sind, wird die Sequenz, die man erhält, wenn man zunächst u_1 , dann in der Folge und sukzessive u_2, \dots, u_n setzt, entweder $\overline{u_1, \dots, u_n}$ oder $\overline{u_n, \dots, u_1}$ geschrieben. Mit anderen Worten, man hat per Definition $\overline{x_1, \dots, x_n} = \overline{x_n, \dots, x_1}$, wobei diese Schreibung den Vorteil aufweist nahezu zu legen, daß, schreibt man die Sequenz auf einen Papierstreifen, das erste (von einer Maschine) zu lesende Symbol x_1 , das zweite x_2 ist, etc.



$$2 \quad \Omega(\Gamma_1, \Gamma_2) = \left\{ \begin{array}{c} q_1 \quad q_2 \\ \overline{x_2} \mid \overline{y} \\ q'_1 \quad q'_2 \end{array} \right\} / \exists x_2 \left(\begin{array}{c} q_1 \\ \overline{x_1} \mid \overline{x_2} \\ q'_1 \end{array} \right) \in \Gamma_1 \text{ und } \left(\begin{array}{c} q_2 \\ \overline{x_2} \mid \overline{y} \\ q'_2 \end{array} \right) \in \Gamma_2 \left. \right\}$$

$$3 \quad \Phi(\Gamma_1, \Gamma_2) \left\{ \begin{array}{l} \begin{array}{c} q_1 \quad q_2 \\ \overline{x} \mid \overline{y} \\ q'_1 \quad q'_2 \end{array} / \exists x' \exists x'' \left(\begin{array}{c} \overline{x} \\ \overline{x''} \end{array} \right) \in \Phi \text{ und} \\ \left(\begin{array}{c} q_1 \\ \overline{x''} \mid \overline{y} \\ q'_1 \end{array} \right) \in \Gamma_1 \quad \left(\begin{array}{c} q_2 \\ \overline{y} \mid \overline{x'} \\ q'_2 \end{array} \right) \in \Gamma_2 \end{array} \right\}$$



«I TESTI PER IL 33 GIRI DI LDU REED NEW YORK DOVEVANO ESSERE RIPRODOTTI IN ITALIANO; PURTROPPO, A CAUSA DI PROBLEMI LEGALI NON LO SI PUO FARE.»

Zur Logik selbstorganisierter Systeme

Dieter Hombach

Einleitung

Man sollte Hegel ernst nehmen.

Hegel und sein seltsames Projekt zur Beschreibung eines Begriffes, der sich selbst bewegt, der sich entwickelt und bildet, ausformt, ausfert, wächst, fließt, strömt, ohne daß ein Autor da wäre, seltsames Projekt namens „Logik“, seltsames Projekt einer ungeschriebenen Schrift, eines Textes, der sich selbst erstellt, eines Textes, bei dem der, der schreibt, nur zusieht, nicht eingreift, sich unterordnet, eben beschreibt und nicht schreibt.¹ Hegel und (s)ein sich hervorbringendes System.

Wenn man Hegel und seine Behauptung, daß es der Begriff selbst sei, der in seiner Logik sich schreibt, ernst nimmt, muß man annehmen, daß Hegel als einer der ersten ein sich selbst organisierendes System zu fassen versucht hat. Knapp gefolgt von einem anderen, der so doch noch zum Zweiten wird, zum Zweiten wie es ihm Wallace gegenüber schon einmal drohte, Darwin – Darwin und seine Evolution.² Auch hier aber wird das „s“ in Klammern zu schreiben sein, *eine* Evolution, natürlich auch seine, die Darwins, doch ihn, ihren Schöpfer, Denker, Entdecker, ihren Autor überbordend, überflutend, überschießend. Ja, auch Darwin schaut zu, schaut wie Hegel in einen Text, der sich selbst organisiert, die Natur. Wir wissen nicht, ob er das wußte. Hegel wußte es, das wissen wir.

Es fällt heute leichter, diese Filiation wahrzunehmen, weil wir über Merkmale selbstorganisierter Systeme verfügen. Wir erkennen die Spur, die sie in Texten hinterlassen, die von ihnen handeln, ihr Stigma.

Andersherum: wir können *Bedingungen* angeben, denen ein Autor nachkommen muß, wenn er ein selbstorganisiertes System beschreibt. Interessanterweise, und vielleicht liegt hier eine nicht idealistische Verschiebung der idealistischen Annahme einer Einheit von Geist und Wirklichkeit, Subjekt und Objekt, interessanterweise lautet diese Bedingung für Autor und System *gleich*: um selbstorganisiert zu sein bzw. um ein selbstorganisiertes System zu beschreiben – muß der Autor auf beiden Ebenen gestrichen sein.

Er sieht bloß zu: Hegel. Er gibt sich nicht zu erkennen: das System.

Und wir werden erkennen, daß dieser geheimnisvolle, dieser verborgene Autor (Gott oder die Natur), auch ein barrierter, ein gestrichener Autor sein muß, damit er so funktioniert, wie ihn sein gelöschter Widerpart schreibt: von selbst.

Selbstorganisierte Systeme sind an Schwankungen gebunden, selbstorganisierte Systeme beginnen plötzlich, ihre Ursache ist eine Fluktuation, ein Bruch. Auf Darwin ist das leicht anzuwenden, klare Spur, die die Instabilität, mit der ein selbstorganisiertes System anfängt, in sein Denken, in sein Schreiben zog: die Evolution ist als eine Selektion von Mutationen, von Zufällen beschreibbar. Was sich als Naturgebildet hat, ist eine planmäßige Auslese von Schwankungen.

Also ist der Bruch im Beginn selbstorganisierter Systeme ein Bruch der Kausalität selbst. Man kann keine Ursache finden, *vor* ihnen liegt nichts, aus dem sie folgen, sie sind ungezeugt, sie sind, und das meint ihr Name, sie *selbst*.

Und wir glauben, daß Hegel dieser Selbstorganisation eine Variante vorwagschrieb, indem er den Begriff der *Aufhebung* erfand. Unreduzierbar auf ihre Geschichte, auf das, aus dem sie hervorgeht, reflektiert die Aufhebung als Selbstbewegung des Begriffs diesen Bruch in der Kausalität: „In ihr sind Zufall und Notwendigkeit analytisch verbunden.“³

Damit hat Hegel gezeigt, und das wollen wir zeigen, daß die Selbstbewegung des Begriffs nur dann gelingt, wenn er die Geschichte seiner Entstehung, *während er entsteht*, verwirft. Denn das ist der Knoten selbstreferentieller Systeme, den man seither in vielfältiger Weise geschürzt hat: ihre Selbstlosigkeit. Um unabhängig zu sein, schlagen sie sich selbst ein Loch, durch das sie fliehn.

Dies Loch, der Ausfall ihrer eigenen Geschichte *als* ihre Geschichte, wird andernorts, Knoten im Knoten, „Unbewußtes“ genannt, anders gesagt, das Unbewußte, das ist unsere Schwankung, unsere Instabilität, das ist der Bruch, in dem wir beginnen, im Unbewußten

verwerfen wir die Geschichte unserer selbst.

Vielleicht ist das zu speziell, ist ein viel zu kleiner, zu eng gezogener Knoten. Gedeht und geweitet greift er auf die wissenschaftliche Erkenntnis selber über und legt Zeugnis für ihren selbstkonstitutiven Charakter dadurch ab, daß „die Beseitigung des Subjekts aus dem objektiven Weltbild . . . der hohe Preis ist, den wir“⁴ für jenes Weltbild zahlen.

Und entsprechend dieser Weiterung fügen wir der synergetischen, evolutiven und psychoanalytischen die mathematische Selbstreferentialität, die mathematische Instabilität hinzu. Man kann beweisen, daß jedes hinreichend komplexe System, worunter die Fähigkeit verstanden wird, sich auf sich selbst zu beziehen, sich selbst zu organisieren, unvollständig bleibt, daß aus seinen Anfangsbedingungen stets etwas anderes folgt, als sie definieren, daß diese Anfangsbedingungen also brüchig, schwankend, instabil waren, daß sie es waren und sein müssen, damit sich das, was auf sie folgt, von *selbst* ergibt.⁵

Man kann aber auch beweisen, daß die Form dieses Beweises aus Hegels Logik „stammt“, daß sie, natürlich übersetzt und verschoben, über doppelte Negationen läuft, daß sie das benützt, dem wir von nun an ausnahmslos begegnen, das Hegel inszeniert und die sogenannte harte Wissenschaft sorgsam buchstabierend von den Phänomenen abliest, die sie untersucht: *den Text als Text*.

Hier die zweite Bedingung, die wir mit Hegel als Funktionsweise selbstorganisierter Systeme anschreiben: was sie sich regeln, sich bilden, sich formen und dabei, wenn man so will, vergessen läßt, ist der Signifikant. Der Signifikant liefert eine Organisationsform, prägt sie den sich seiner bedienenden Größen auf, die der dargelegten Verschachtelung entspricht: sich nur verschwindend zu finden, nur barriert, nur gestrichen und punktiert bei sich zu sein.

Vielleicht ist auch diese Filiation erst in den letzten Jahren sichtbar, ablesbar geworden, nach Lacan und nach Monod. Sie haben uns den Signifikanten erklärt, die Botschaft. Sie haben uns gesagt, wie er sich über ihn regelnde Systeme skandiert, wie er sie beherrscht und sie – wie man neuerdings sagt⁶ – versklavt. Ja, der Signifikant, das ist ein Ordner. Nicht irgendeiner, sondern der Ordner, der das Verhalten selbstorganisierter Systeme *als solches* regiert, Meta-Ordner.

Um selbstorganisiert zu sein, müssen wir uns auf uns selbst beziehen, um selbstorganisiert zu sein, müssen wir uns selbst bezeichnen. Um selbstorganisiert zu sein, bedienen wir uns des Signifikanten. Und der Bruch mit der eigenen Geschichte, der das selbstorganisierte

System markiert, ist seinem Selbstverhältnis impliziert, sobald man diesen Signifikanten so liest, wie man ihn uns zu lesen gelehrt hat: als Ausstrich des Signifizierten. „Indem er für sich selbst Objekt wird“, muß sich der Geist „verlassen“,⁷ weil er sich *signifiziert*.

Deshalb kann das Unbewußte wie eine Sprache angelegt sein: als **das** Verworfenen unserer selbst, erstellt es sich im Prozeß der Bezeichnung. Deshalb kann aber auch unser Körper wie eine Sprache angelegt sein. Er materialisiert jene Verwerfung, weil *sein Code* (wie jeder Code) der Struktur des Signifikanten entspricht und einen Bruch „bezeichnet“, eine gelöschte *Geschichte*: „Text der primären Struktur, der jedoch seinem Wesen nach *undechiffrierbar* ist ... weil er ... nur den *Zufall seiner Entstehung* offenbart“.⁸

Und die nicht-idealistische Verschiebung des Idealismus kehrt als Unschärfe wieder, die den Körper, die das Reale nicht vom Geist trennt, weil sie den *Zufall* als *Effekt* der Codierung nicht vom *Zufall*, der die Codierung weitergibt und bewahrt, differenzieren will.⁹

Subjekt und Objekt sind, und das *ist* die Verschiebung, entdichtet, selbstentzogen, gelöscht, dezentriert, barriert und nicht identisch, voll, selbstgenügsam vernetzt ineinander verwoben. Die Natur als „Außer-sich-Sein des Geistes“ zu begreifen, schreibt ihm seine (vergessene) Geschichte nur deswegen als aufgehobene ein.

Ja, es sind „seltsame Schleifen“, in denen wir uns organisieren. Von Stufe zu Stufe bilden wir uns aus und verwerfen, was war. Entscheidend ist die, wenn man so sagen kann, „Aktivität“ dieser Verwerfung: sie macht uns unableitbar und frei. Statt uns mit Geschichte und Geschichten, mit Reizen, einer lawinenartig anwachsenden Erregung selber zu blockieren, brechen wir die Brücke, über die wir zu uns finden, hinter uns ab.

Eines Tages wird es eine Schleife, eine Brücke geben, die ein neues Vergessen beginnt. Ob auch ihm ein neues Wissen korreliert ist, werden wir so wenig auskundschaften wie jene Herkunft, die als Verwerfung ihrer selbst beginnt - und endet. Denn die neue Verwerfung, die Verwerfung der Verwerfung, das ist der Tod.

Hegel trifft ein letztes Mal mit jenem anderen Diskurs zusammen, den wir seiner Logik einzuschreiben unternehmen, wenn er vom *Vergessen des Vergessens* annimmt, daß es bleibt und die Naturwissenschaft, die er selbst *nach* seiner Logik situierte, wie ein Echo über hundert Jahre „entschieden nahelegt, daß der Geist nicht durch die Zeit vernichtet werden kann“,¹⁰ weil er, das ist hinzuzufügen, *immer schon* gestrichen, barriert, gelöscht, durchkreuzt gewesen ist.

Erster Teil

H
E
G
E
H E G E L A C A N
A
C
A
N

Texte stellen etwas dar.

Gedanken, Stimmungen, Leid und Lust, zwischen den Zeilen, offen, freimütig, wild, heimlich und ängstlich. Texte haben ihr Leben immer nur geborgt, haben es der Phantasie und Kreativität eines Autors zu verdanken, seinen Launen und Wünschen, sind bloße Emanationen seiner Pläne, seines Ziels.

Texte sind Werkzeuge. Auch wenn man von einer Werkzeugkiste spricht und so auf eine gewisse Fülle, eine Art Überschuß des Textes hinweist, hält man ihn, bedient sich seiner, spricht durch ihn, teilt sich in ihm mit.

Texte sind tot. Zwischen zwei Deckeln begraben, von der Gunst eines Lesers abhängig, vom Blick, der den Staub von den Zeilen wischt. Und das Spiel kehrt sich um, ohne dadurch für das Geschriebene von Vorteil zu sein. Wie eben das Schreiben springt jetzt die Lektüre mit dem Buchstaben um, versteht ihn nach ihren Launen und Lüsten, greift heraus, was ihr paßt, vergißt dies oder jenes, überbetont, macht, was sie will. Der Text will und tut nichts, der Text selber ist stumm, der Text ist wie das Papier, das er füllt, geduldig.

Und wenn das alles nicht wahr ist? Wenn es der Text ist, der weint und lacht, der den Autor verlacht und den Leser? Wenn es der Text ist, der zittert und bebt, der sich versteckt, aufdrängt, der sich selbst herstellt und ausprägt – wenn der Text lebt? Eher einer Pflanze oder einem Tier gleicht, diese Stimme ist, die schon Valéry beschwor und die Jacques Lacan als das in der Wissenschaft zitiert hat, was „unsere Verbindung mit der Natur veranlaßt“,¹¹ diese Stimme, „die sich in ihrem Gesang nicht mehr als irgend jemandes Stimme erkennt, sondern als die der Wellen und Wälder“¹² statt all das, all dies Fließen und Rauschen, Stürmen und Plätschern nur zu bezeichnen.

Denn das wird die Freiheit eines Textes zu nennen sein: zu leben, zu lieben, zu lachen, zu weinen und nicht nur das Zeichen der Liebe, der Lust, des Hasses, der Trauer zu sein. Was nicht für die Präsenz eines Textes spricht, eher die Rechnung aufmacht, die der Autor sich schreibt und der Leser bezahlt. In zwei Registern versteht sich, schließlich dezentrieren beide den Schrieb auf verschiedene Weise: der Autor bezeichnet, was der Leser als Zeichen aufnimmt.

Also ist der Text Signifikat und Signifikant zugleich oder besser: das, was sie trennt. Deswegen hat das, was man zu lesen lehrt, „absolut nichts [...] in keinem Fall“¹³ mit dem zu tun, was man darüber schreibt. Zwischen Schrift und Lektüre klafft eine Distanz, klafft der Text.

Nur über diese Distanz wird er von jener anderen Distanz erlöst, die ihn zwischen Buchdeckeln erschlägt. Der Text, der selbst kein Leben hat, weil er das Leben bezeichnet, verlebendigt sich, indem er die Kluft des Zeichens besetzt.

Vielleicht gehört die schreibende, die lesende Gesellschaft bald der Vergangenheit an, weil es eine von ihren Texten stigmatisierte Gesellschaft war. Trotzdem wird niemand sicher sein dürfen, daß in diesem Verschwinden die zwei Register zwar nicht zusammenfinden, doch nicht länger getrennt sind, weil das fehlt, was sie trennt: der Text und sein Stigma. Ganz im Gegenteil gibt es gute Gründe, die Kluft, die er schreibt, die Doppelbödigkeit seiner Zeichen noch vor ihn zu schreiben, ihn zum Beispiel als „Diskurseffekt“¹⁴ zu beschreiben. In ihm Formen des Sprechens zu hören, eine Art Nachhall der Stimme und des Hörens, in der seine Verdoppelung, seine Trennung weiter verdoppelt, noch einmal getrennt wird.

Zwar wird es nicht möglich sein, beim Schreiben wie beim Spruch ein leeres von einem vollen Schreiben zu unterscheiden, doch kann man diese Distanz auf die beiden Register verteilen, die der Text auseinanderhält, indem er sich zwischen sie stellt, auf Schreiben und Lesen.

Das Schreiben als Ruf in ein Morgen, das dem anderen gilt, dem Empfänger des Textes, dem, der seine Ordnung lesend verkehrt, aus Signifikaten Signifikanten schlägt und dem Autor schon vor seinem Schreiben das Geschriebene stiehlt. Ruf in ein Morgen, der, bevor noch gerufen, schon dazu bestimmt ist, „durch einen anderen entrisen zu werden“¹⁵ und bloß eine Entfremdung fortschreibt, die bereits den Entwurf eines Textes nicht dem ließ, der entwarf, obwohl er sich im Leser mit sich, seiner fehlenden Hälfte verabreden wollte.

So wird vom Autor die Verfehlung jenes leeren Sprechens, das auf den Hörenden geöffnet ist, um in ihm seinesgleichen zu finden, die „Parade vorm Spiegel“,¹⁶ und doch nur Verachtung spürt, wenn Antwort erteilt wird, weil ein Spalt bleibt, ein Riß; wird vom Autor dieses Mißlingen mit der Kluft des Textes erklärt.

Das leere Sprechen und die Schrift eines Autors bilden das erste Paar der doppelten Verdopplung des Schriebs, der sich das volle Sprechen und der Rezipient einer Schrift als Ergänzung einschreiben, wobei sich im Wechsel dieser Schrittfolge beispielsweise der Zeitpfeil verändert: was beim Lesenden ankommt ist schon „gewesen“.¹⁷ Ist Nachklang einer Vergangenheit, die im Spinnfaden der Schrift von ihrer Herkunft erzählt, die berichtet, was war. War der Ruf des Autors, der stille Schrei des leeren Sprechens auf einen Hörer gerichtet, der den fehlenden Part spielt, der ausfüllt, was fehlt, der ergänzt und vereinigt – so versenkt sich das Auge des Lesers in diese Sendung und ordnet sie neu. Daß das anders geht, unter Umständen wie kein Autor es wollte, schreibt das Drama seines Rufens aus, seine Verfehlung, um zugleich dem ähnlich zu werden, was als volles Sprechen gilt, dessen Wirkung darin besteht, „die Kontingenz des Vergangenen neu zu ordnen“,¹⁸ sie mit einem ihr fremd bleibenden Zentrum aufzu füllen, mit dem Leser und seiner Lektüre.

War das leere Sprechen, war der fehlgehende Ruf des Autors vom Riß des Imaginären skandiert, so bleibt das volle hysterisch. Der Grund bleibt sich gleich, prägt sich nur, je nach Register, unterschiedlich aus: weil es für beide, für Autor und Leser, keine Realität gibt, sondern nur eine Wahrheit, den Bruch der Schrift, hängen beide im Leeren, gibt es für den, der schreibt, keine Ergänzung, fehlt dem, der liest, jede Garantie. Im „Abstand des Geschriebenen“¹⁹ verwirft sich das Begehren nach Präsenz und entgleitet dem Leser jene Faktizität einer Vergangenheit, die ihn verführt.

Die Verwerfung des Sprechens, das nur mit dem, was es sagt, zu vernehmen ist und so den Transport in der Sprache kaum übersteht, weil das, mit dem es sich äußert, was also Signifikat ist, angekommen nur noch als Zeichen seiner zu hören sein wird, als Signifikant, der seinerseits den Rückschluß des Hörenden auf den, der spricht, rettungslos blockiert – ist die Verwerfung der Schrift.

Daß es neben vollem und leerem Sprechen noch ein **wahres** Sprechen gibt, wird diese Verwerfung nicht einebnen können, auch nicht einebnen wollen. Nicht nur, weil es weder von Autor noch Leser **gehalten** werden kann, spielt ein drittes Sprechen, ein Sprechen neben

Schreiben und Hören, neben Leere und Fülle auf das Geschriebene selbst, auf den Text und so auf die Kluft als Kluft an. Nicht länger vom Rand her, sei's schreibend, sei's lesend, imaginär oder hysterisch, wird der Riß aufgehalten, gleichsam dabei an die Position, ans Register gebunden, von woher es klappt, sondern *inmitten* der Kluft – wenn hier noch von Mitte gesprochen werden kann, da ja das Umrandende fehlt, bzw. im Ausfall der an diesen Rand stoßenden Größen nichts als Rand ist. Das wahre Sprechen ist der Text. Wir müssen präzisieren: der Text, der nicht geschrieben wird und den niemand liest.

Und das wird die erste Rückwendung gewesen sein, die längst schon vollzogen, die auch diese Schrift hier skandiert und begleitet: mein Schreiben. Der Text, der sich dem wahren Sprechen unterlegt, das, wie er nicht geschrieben und gelesen, von keiner Stimme gehalten und auf keine Antwort stößt, ist ein Text, der nichts bezeichnet, ist ein Text, der sich gegen seinen Staub und sein papiernes Dasein sträubt, der den Autor verlacht und den Leser, ist, war der Text, der lebt.

Ein sich selbst erstellender Text. Erster Faden, der aus einem Knäuel hängt, das wir wahres Sprechen nennen und den wir liegen lassen, um das zu finden, mit dem er verknüpft ist. Oder nicht ganz, denn auch dies Sprechen spricht sich wie der Text sich schreibt: selbst. Wer spricht? Ganz einfach: jener „subtile Körper“,²⁰ der Sprache heißt, die Sprache spricht. Sie spricht im Sprechenden, sobald er die Lippen öffnet und wahrscheinlich schon früher, sie spricht in ihm, da er sich hinwendet zum anderen, der hören soll, da er sich überhaupt hinwendet, Sprache, die in uns spricht, sobald wir wachen, sobald wir träumen, sobald ... Was sie spricht? Wir sagten es schon: nichts oder eben jenen Text, den kein Autor erfand, der sich ihren Worten beigesellt, der Text als Text ist, Text als Kluft, Text zwischen Autor und Leser, Text, der sie trennt, Text, der sich schon schrieb, bevor der erste Schreiber seinen Stil nimmt, der keinen Anfang hat, weil er ist, sobald etwas ihn zu schreiben beginnt. Und wie Autor und Leser angesichts dieser Kluft, die in ihrem Verhältnis als Buchstabe ruht – und „ruht“ wäre ein schlechtes Wort, wäre da nicht das langgezogene H, das wie eine Brücke vom Beginn zum Ende des Wortes führt, das H als Sprosse einer Leiter, die doch nur ein Hauch ist, ein Wehen und also das umkehrt und verflüchtigt, was sie zu sein scheint: die Ruhe – wie Autor und Leser sich in diesem „Zwischen“ ihrer Register annihilieren, so Spruch und Antwort, die sich beim wahren Sprechen, oder besser: als seine Initiation, seine Anrufung, nicht mehr erteilen.

Die „Weigerung zu antworten“²¹ wird als Beginn einer Rede lesbar, die von dieser Durchstreichung, dieser Barrierung des Hörenden auf den in ihr Sprechenden greift, der seinerseits nicht länger mehr spricht, sondern sich sprechen läßt, der das findet, was als Wahrheit und nicht als die Trennung, das Auseinanderfallen der kommunizierenden Glieder unaufhörlich sich sagt: die Sprache als Strich durch die, die sich ihrer bedienen, die Sprache als Stigma und Möglichkeitsbedingung des Sprechens, die Sprache als Barre, jene Barre, von der Lacan sagt, daß sie sich nur auf dies stützt: „die Schrift“,²² jene Schrift, die als selbstorganisierter Text Kluft ist, also Barre. Und wenn Lacan beifügt, daß das „nicht zu verstehen“²³ sei, spielt er auf den Sinn dieser wechselseitigen Unterstützung an, auf den Sinn der Kluft als Barre, der Barre als Kluft: ohne Sprecher und Hörer, ohne Autor und Leser, mit einem Wort, jenseits des Sinns und jeder Bedeutung zu sein. Kein Zeichen, weder Signifikat noch Signifikant, sondern all das zusammen, nicht präsent, sondern gewesen, nicht Werkzeug, sondern aktive Skandierung, nicht tot, sondern lebend. Und wenn Lacan beifügt, daß das „nicht zu verstehen“ sei, stößt er ein Tor auf, das erneut als liegengelassener Faden aus dem Knäuel ragt, der wahres Sprechen, der sich selbst schreibender Text heißt, stößt er ein Tor auf, das das Leben der Schrift, das Leben der Sprache und des Textes – wenn man so will – beim Wort nimmt: das Tor, das durchschritten, wir die Welt der Zeichen verlassen haben werden, um deren Realität zu entdecken, das Reale. Der Ausfall der Antwort, das Schweigen am Rande der Rede, die „Weigerung zu antworten“, die das wahre Sprechen anruft, herbeisehnt, das Sprechen der Sprache, wird „als reine Negativität von jedem besonderen Motiv gelöst“ sein, weil in ihr „die Gelenkstelle zwischen dem Symbolischen und dem Realen“²⁴ liegt.

Die Selbstorganisation der Schrift und die Selbstorganisation der Sprache – das ist das Knäuel, in dem sich das Zeichen verlebendigt, die Sprache Wirklichkeit wird. Oder nicht ganz, vielleicht bloß Knoten am Knäuel, neuer Faden, der liegenbleibt, um von anderen Diskursen, anderen Weisen des Sprechens aufgenommen zu werden, die ihn aufnehmen werden können, die auf ihn zurückkommen werden können, sobald sie in der Kluft des Schreibens, sobald sie von der Sprache in ihrem Sprechen barriert sind.

Lacan sagt es selbst und es ist so, als wäre endlich der da, zu dem er spricht, der, der hinter dem, was sich schrieb, stand, lächelnd, was weiß man, tot jedenfalls – oder nicht? Der, der auch Schrift wurde, zwischen Buchdeckeln erschlagen und mit Staub bedeckt, zugeworfen.

Hier seine Chiffre, seine Losung, die als Ergänzung, mehr noch: als das Ganze des Realitäts gewordenen Symbols gilt, als das, was wie die Ein ebnung der Einkerbungen, der Klüfte dieses Übergangs aussieht und doch den Schnitt zieht, unbarmherzig setzt, den Schnitt gegen Redner und Schreiber, gegen Leser und Hörer, den Schnitt der sich selbst schreibenden Schrift und sich sprechenden Sprache, das, was an Freuds Entdeckung, „daß das Wirkliche vernünftig ist, worauf er dann konstatiert, daß das Vernünftige wirklich sei“,²⁵ so skandalös ist – daß Hegel spricht, daß er jenen Diskurs hält, der die Fäden nimmt und das Tor öffnet, schon geöffnet hat, daß Hegel die Instanz ist, die die Wahrheit des lacanschen Schreibens, dieses Schreibens garantiert, weil es in ihr, der Schrift Hegels gewesen ist, eingeschachtelt so wie wir Einschachtelung definieren werden, anders und gleich zugleich, vergangen und gegenwärtig, Anfang vor dem Anfang, nachträglich verzweigt.

Aber nicht nur im Schreiben Hegels, sondern auch in seinem Sprechen, jenem „steten Räuspern und Husten“, das „allen Fluß der Rede“ störte, „jeder Satz stand vereinzelt da und kam mit Anstrengung zerstückt und durcheinandergeworfen heraus“ – von „metall-leerer Stimme“,²⁶ in einer Stimme, die die Barrierung des Sprechens spürt, ihr unterworfen zu sein scheint und nur durch sie die Fäden ihres Diskurses spinnt bzw. nicht zu spinnen vermag. Und Hegel spricht nicht, um verstanden zu werden, entwickelt die Sache „kaum der Hörer wegen“,²⁷ streicht nicht die Antwort, sondern die Frage, das Begehren auf Antwort, weil „das wahre Sprechen seine Antwort bereits enthält“.²⁸ Deswegen trifft Wilhelm von Humboldts Verdikt, daß bei Hegel „die Sprache nicht durchgedrungen sei“,²⁹ wohl den Kern, der jedoch zur Kluft wird, weil der, der es sagt, Sprache und Sprechen verwechselt, langage und parole. Wem das Sprechen nicht durchdringt, der wird gesprochen, wem das Schreiben nicht durchdringt, der wird geschrieben und wie dort keiner mehr hinhört, weil niemandem etwas gesagt wird – „schweifite jedoch die erlahmte Aufmerksamkeit zerstreud ab und kehrte nach Minuten erst plötzlich zu dem Vortrage zurück, so fand sie zur Strafe sich aus allem Zusammenhang gerissen“³⁰ – so ist wahres Schreiben, wenn man denn die Analogie weitmöglichst treiben will, unlesbar. Doch vielleicht ist „Analogie“ mehr als nur ein schlecht gewähltes, hilfloses Wort, um den Einklang von Schreiben und Sprechen zu lesen, ist es schlicht falsch, weil es trennt und nur parallel führt, was kongruiert: schließlich verliert Hegel sein Sprechen, Hegel, dieser, wie Schwegler vor 1793 berichtet, „begeistertste Redner“,³¹ als er zu schreiben beginnt.

Nein, es wird, trotz mancher Vermutung, eine Anekdote bleiben und doch ist sie bezeichnend, konnte wohl nur am Rande eines Systems von der Schrift geschriebenen Schreibens entstehen, am Rande, im Rand des sich selbst verfassenden Textes, der Wirklichkeit des Symbols: das Sprechen auf dem Totenbett Hegels, das nur einem einzigen zubilligt, verstanden zu haben, der es, und man ist versucht, ein „weil“ einzufügen, mißverstand.

Wahres Sprechen hört man nicht, wahres Schreiben liest man nicht und hat nur deswegen dazu-gehört, deswegen entziffert. Der tote Hegel, der unlesbar ist, unlesbar sein muß, damit die Wirklichkeit vernünftig sein kann und das Vernünftige wirklich, damit der Weg vom Symbol ins Reale führt, in die Selbstorganisation von Sprache und Schrift, der tote Hegel, der unlesbar ist, der unlesbar sein muß, um von der Kluft seiner Programmatik zu zeugen, vom Riß des Systems, der unlesbare Hegel und nochmals Lacan, der, wie er selbst sagt, „unlesbar“³² ist und gestorben, der nicht verstanden werden will, weil Verstehen die Kluft, um die es geht, schließt, der die Funktion derer, die ihn hören, auch dann - oder gerade? -, wenn sie nicht verstehen, für erfüllt hält.³³

So vielfältig die Formen des Nicht-Sagens und Nicht-Hörens sein mögen, sie reichen vom fehlgehenden Sprechen, vom sprachlosen Sprechen bis zum Sprechen in Aufzeichnungsgeräte, vom abschweifenden Hören, vom Hören, ohne Antwort zu geben bis zum Hören derer, die auf Band gesprochene Diskurse interpunktieren - eines wird ihnen nicht gelingen: die Kluft zu erzeugen, die sie in ihren Aussetzungen und Fehlfunktionen aufschimmern lassen. Diese Kluft würde es gar nicht geben können, wäre sie auf das angewiesen, was sich unmöglich macht, damit sie möglich sei. Im Durchstrich des Sprechens, das von einem Hören inszeniert wird, das fern bleibt und keine Begegnung erlaubt, in der wechselseitigen Barrierung von Lesen und Schreiben gibt es mehr als nur dies Gegeneinander, mehr als nur jene zweifache Negation, die für Hegels System so wichtig sein wird. Gibt es immer schon das, was er von ihr behauptet und was so schwer zu begreifen fällt: gibt es die Affirmation der ineinandergedrehten, der bezogenen, der die Kluft zwischen sich aufreißenden, doch nicht konstituierenden Negationen. Und diese Affirmation ist der Text, der sich schreibt, die sich sagende Sprache.

Um nicht im Ausstrich, der Barrierung von Sprechen, Hören, Lesen

und Schreiben ausradiert zu werden, an die **Ränder der Kluft** gefesselt im Abbruch des Rands selbst durchzubrechen, muß die Kluft das generieren, dessen Selbstzerstörung sie zu erzeugen scheint. Text und **Sprache** sind „nicht nur tätig“, indem sie „die Entgegengesetzten sich ihrer Selbständigkeit berauben“, sondern sie sind „auch schon *tätig gewesen*“, indem sie „die Entgegengesetzten zu solcher Tätigkeit hervorgehen“³⁴ ließen.

Deswegen konnte Lacan davon sprechen, daß das Scheitern des leeren Sprechens, sein mißlungenes Rendezvous, die kleine Verschiebung, die hindert, daß sich Sprechen und Hören jemals im Sinne einer reinen, unverfälschten Präsentation des einen im anderen begegnen, eine Entfremdung „wiederfinden“, die „grundlegend“³⁵ ist, die schon wirkt, bevor sich Autor und Rezipient verfehlen, bevor die ausgestrichene Antwort eines Hörenden und ein fehlgehendes Sprechen, das den Hörenden brüskiert, die Wahrheit zwischen den Diskurs schreiben. Diese Wahrheit, über die auch die Fülle des Sprechens nicht zu richten weiß, weil das Ereignis, auf das sie sich richtet, dessen Wahrheit bzw. Falschheit sie zu bezeugen versucht, „weder wahr noch falsch ist“³⁶ weder existent noch inexistent, sondern Kluft und also nicht nur die andere (mit kleinem a) Ordnung des autors.

Hinter der wechselseitigen, der doppelten Negation, der Negation, die sich in ihr Gegenüber verbeißt und verzahnt, steht das, was diese sich gegeneinander kürzenden Positionen bewirkt und ihr Ergebnis, eine vom Verlust ihrer Ränder erzeugte Kluft, nachträglich macht, was noch diese Ränder zerklüftet, die Zerklüftung der klüftenden Größen: stehen **Sprache** und Text, steht, sagt Hegel, der Begriff. Seine Selbstbewegung wird in einer weiteren Einschachtelung zur Möglichkeitsbedingung der sprachlichen, der textuellen Selbstorganisation, zur Bedingung dafür, daß Freuds Skandal gelungen, zur Bedingung dafür, daß das Vernünftige wirklich, die Wirklichkeit vernünftig – um die temporale Verkehrung auszudrücken, sagen wir – gewesen sein wird.

Das Allgemeine. Was ist allgemein? Das, was zwei differente Größen gleicherweise trifft, was verschiedene Systeme einstimmig skandiert. Das volle Sprechen und die Kluft der Sprache, die es niemals beglaubigt, das leere Sprechen und die Kluft der Sprache, die es nie ankommen läßt.

Also schreibt sich die Kluft ungleichen Ordnungen ein, streicht beide, hebt beide auf und zeugte sie doch,³⁷ die Kluft besonders sich, bringt sich und ihre Teilung hervor, indem sie sie, wenn man so sagen kann, ganz setzt: als Teilung der Besonderen, als Teilung, die leeres

und volles Sprechen zweimal auf dieselbe Weise entstehen läßt und zerstört.

Das ist die Stelle, an der sich das Besondere und Allgemeine identifizieren. Im sich selbst schreibenden Text, in der sich sprechenden Sprache ist nur *ein* Sog, nur *eine* Wirkung: die Kluft, die Trennung, der Riß. Dem entgeht nichts und was daraus hervorgeht ist in seiner Entstehung von Kluft, Trennung und Riß gezeichnet. Deshalb fallen Entstehen und Vergehen zusammen, diese Engführung am Anfang der Logik, auf die wir zurückkommen werden, deshalb haftet „an der Forderung einer ursprünglichen Identität von Besonderem und Allgemeinem, an der“, wie Lacan sagt, „Hegels Genie sich erweist, etwas Prophetisches“:³⁸ eine Art Nahtstelle des Sprechens, die Naht des Subjekts.

Warum soll es nicht beides sein, leer und voll, Sprechen und Hören, Lesen und Schreiben, imaginär und hysterisch? Sich so ausfüllend, so mit der Kluft anreichernd, in der es entsteht, wird sich seine „Identität“ als „die das Subjekt zerteilende Identität“³⁹ entfalten, wird da, wo Besonderes und Allgemeines anstoßen, die Konstituentien des Sprechens und die in ihnen wirkende Klüftung, das Subjekt, das sich als Integral dessen begreift, „dazu verdammt“ sein, „ausschließlich in jener Teilung aufzutreten“,⁴⁰ die das logische vel markiert.⁴¹

Doch reicht das nicht, ist nur ein Teil der Teilung, nur eine Hälfte der Kluft. Sie trennt die Naht nicht nur während sie sie webt, sie legt sie – beiseite. Weil sich die Sprache selbst spricht und der Text selber schreibt, wird das, was hier bewegt, gesprochen und geschrieben, keinen Anteil an der Teilung haben, deren Teil es ist.

Transformieren wir das und lesen es da, wo Hegel schrieb, wo der Skandal begann.

Im philosophischen Register definieren sich Autor und Leser, Sprecher und Hörer als Objekt und Subjekt. Die Umschreibung. Die Übersetzung. Wie volles und leeres Sprechen haben sich die Meinungen, die Überzeugungen verteilt. Es gibt Dinge-*an-sich*, die wir nie zu erkennen vermögen, die unser Diskurs ordnet, ohne vom Objekt beglaubigt zu sein. Die kontingente Rezeption, die die Bedingung ihrer Erfahrung begreifen kann, das, was sie erfährt, jedoch im Dunkeln läßt, lassen muß. Oder anders, anders überzeugt, anders verteilt: es gibt gar keine Distanz zwischen Subjekt und Objekt, sie haben sich längst getroffen, sind als *Getrennte* aus einer Selbstobjektivierung entstanden, einem Blick ins eigene Sehen. Die Parade vorm Spiegel. Fichte und

Kant. Daneben und dahinter Hegels Entdeckung, Freuds Skandal: es gibt weder Trennung noch Einheit, weder Skeptizismus noch Idealismus, Subjekt und Objekt fallen nicht zusammen, bilden kein identisches Paar, zwischen ihnen muß noch etwas anderes sein, die Qualität ist um einen dritten Term zu erweitern, der die Größen, die ihn umgeben, der Subjekt und Objekt nicht nur verbindet, sondern in ihrer Verbindung - streicht. Dafür gibt es einen Namen, der Term zwischen Subjekt und Objekt heißt sich sprechende Sprache, sich schreibender Text, heißt Begriff. Seine Bewegung, die Bewegung, in der sich der Text nicht vom Ausstrich des Autors erzeugen läßt, sondern seinen Stil strich, die Bewegung, in der die Stille einer ausbleibenden Antwort und eines metall-leeren Sprechens immer schon skandiert sind - nennt man Dialektik.⁴²

Sollte es für Hegels Phänomenologie zutreffen, daß sie die Verifikation einer vernünftigen Wirklichkeit, die „sich zwar am Subjekt voll zieht, aber authentisch nur zu durchlaufen ist um den Preis seiner Entfernung aus dem Zentrum des Selbstbewußtseins“, noch „auf dessen Achse“⁴³ hält, für Hegels Logik gilt das nicht.⁴⁴

Hegels Logik will die Selbstbewegung des Begriffs beschreiben, die Sprache, den Text. Man weiß es.⁴⁵ Hegels Logik ist oft im Dilemma zwischen Vollzug und Darstellung dessen, was sie schreibend vollzieht, verkommen. Man wirft es ihm vor.⁴⁶ Doch was man nicht oder nur selten⁴⁷ sieht, ist dies: Hegels Logik beschreibt das, was die Beschreibung dezentriert und an den Rand schiebt, was sich nur als Marginalisierung der Beschreibung beschreiben läßt, was, um beschrieben zu sein, nicht beschrieben werden kann. Der Vollzug der Hegelschen Logik scheitert, scheitert in jenem doppelten Sinn eines Scheiterns des Scheiterns, sobald seine Darstellung gelingt. Das ist zu berücksichtigen, wenn wir uns ihr nähern, ihr, dieser Grundlage des Freud'schen Skandals, der vernünftigen Wirklichkeit, der Selbstorganisation von Sprache und Schrift. Sie wird auch uns zur Seite schieben, auch unser Lesen, unser Verstehen marginalisieren und überschreiten. Angesichts ihrer müssen wir lernen, wie das „Nicht-Verstehen zu lehren“⁴⁸ sei.

Nein, unsere Lektüre wird Hegels Logik so wenig stören können wie er sie gestört hat,⁴⁹ unsere Lektüre wird sich einsaugen lassen, um etwas zu hören, zu sehen, zu begreifen, nicht alles, nie alles, niemals genug. Unsere Lektüre wird sich aber auch wieder auswerfen lassen, denn es ist kein Platz für uns, wo die Sprache ihren Text tost und brüllt, wispert, flüstert, schreit, den Text des Windes und der See,

Gischt, Brandung und Meer, Knirschen des Sandkorns im Wirbel der Welle, knackender Zweig, raschelndes Laub in schwarzer Nacht, unter gleißender Sonne, salzig und staubig, manchmal ganz nah, Muschel am, fast im Ohr, leiser Seegang, Ebbe und Flut, Mond und Gezeiten, dann wieder fern, dann vielleicht ohne daß wir noch hören, ohne unser Sehen und Verstehen, allein, frei.

Mit anderen Worten: die Natur kann ein Buch sein, die Wirklichkeit kann wie ein Text geschrieben und wie eine Sprache gesprochen sein, sobald Buch, Text und Sprache objektiv sind. Selbst wenn wir den günstigsten Fall annehmen – und wir werden es tun –, wenn wir annehmen, daß auch unsere Natur sprachlich und schriftlich fixiert ist, Bio-Code und DNS-Geflecht, wird uns das nicht ins Zentrum, ins Licht des solaren Menschen zurückkatapultieren: wird uns allem gleich machen, wird Subjekt und Objekt mit Identitätszeichen schreiben, weil die Kluft der Sprache, die Kluft des Textes beide bestimmt.

„Vom Übergang des Vernünftigen, soweit es real ist, also der Sprache, ins Reale“⁵⁰ zu schreiben, spricht von einer Rationalität des Realen, die uns auch und insofern wir real sind – streicht.

(wird fortgesetzt)

-
- 1 HEGEL: *Wissenschaft der Logik I*, Frankfurt a. M. Suhrkamp 1969, 50.
 - 2 HERMANN HAKEN: *Erfolgsgeschichte der Natur. Die Lehre vom Zusammenwirken*, Frankfurt/Wien/Berlin: DVA 1984. Zu Darwin bes. 81 f.
 - 3 DIETER HENRICH *Hegels Theorie über den Zufall*, in *Hegel im Kontext*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971, 164.
 - 4 ERWIN SCHRÖDINGER: *Geist und Materie*, Wien/Hamburg: Paul Szolnay 1986, 61.
 - 5 Vgl. KURT GÖDEL: *Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme, I.*, in: *Monatshefte für Mathematik und Physik*, 38, 1931, 173–198.
 - 6 Vgl. HAKEN: a.a.O.
 - 7 JACQUES DERRIDA: *Glas*, Paris: Editions Galilée 1974, 22.
 - 8 JACQUES MONOD: *Zufall und Notwendigkeit*, München: DVA 1982⁵, 95.
 - 9 Vgl. DOUGLAS R. HOFSTADTER: *Gödel, Escher, Bach*, Stuttgart: Klett 1985, 530 f.
 - 10 SCHRÖDINGER: a.a.O., 123.
 - 11 JACQUES LACAN: *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse*, in: *Schriften I*, Olten/Freiburg i. Br. Walter (jetzt Weinheim Quadriga) 1973, 128.
 - 12 ebenda.
 - 13 JACQUES LACAN: *Encore*, Weinheim/Berlin: Quadriga 1986, 42.
 - 14 l.c., 40.
 - 15 J. LACAN *Funktion und Feld...*, 87.
 - 16 l.c., 88.
 - 17 l.c., 94.

- 18 l.c., 95.
- 19 J. LACAN: *Encore*, 39.
- 20 JACQUES LACAN: *Die Ausrichtung der Kur und die Prinzipien ihrer Macht*, in: *Schriften I*, Olten/Freiburg i. Br. (jetzt Weinheim/Berlin: Quadriga) 1973, 144.
- 21 l.c., 155.
- 22 J. LACAN: *Encore*, 39
- 23 ebenda.
- 24 J. LACAN: *Die Ausrichtung der Kur...*, 155.
- 25 l.c., 230. Vgl. auch: J. LACAN: *Funktion und Feld...*, 135 und 155.
- 26 PETER HEINTEL: *Hegel, der letzte universelle Philosoph*, Göttingen: Musterschmidt 1970, 26.
- 27 l.c., 27.
- 28 J. LACAN: *Funktion und Feld...*, 155.
- 29 zitiert nach HEINTEL: *Hegel*, 91.
- 30 l.c., 27.
- 31 zitiert nach: GÜNTHER NICOLIN: *Hegel in Berichten seiner Zeitgenossen*. Hamburg: Meiner 1970, 14.
- 32 J. LACAN: *Encore*, 41.
- 33 JACQUES LACAN: *Télévision*, Paris: Seuil 1973, 10.
- 34 HANS FRIEDRICH FULDA: *Hegels Dialektik als Begriffsbewegung und Darstellungsweise*, in: (ROLF PLETTER HORSTMANN, Hrsg.: *Seminar: Dialektik in der Philosophie Hegels*, Frankfurt: Suhrkamp 1978, 148.
- 35 J. LACAN: *Funktion und Feld...*, 87.
- 36 l.c., 94.
- 37 „...das bewegende Prinzip des Begriffs, als die Besonderung des Allgemeinen nicht nur auflösend, sondern auch hervorbringend, heiße die Dialektik.“ FULDA: *Hegels Dialektik...*, 136.
- 38 J. LACAN: *Die Ausrichtung der Kur...*, 135.
- 39 ebenda.
- 40 JACQUES LACAN: *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, Seminar XI*, Olten/Freiburg i. Br.: Walter (jetzt Weinheim/Berlin: Quadriga) 1980, 221.
- 41 vgl. dazu auch: NORBERT HAAS: *Fortida als Modell*, in: (DIETER HOMBACH, HRSG.): *Mit Lacan*, Berlin: Rotation 1982, 45 f.
- 42 Deshalb wohl spricht Lacan von einer Dialektik der Analyse. Vgl. etwa: J. LACAN: *Funktion und Feld...*, 145.
- 43 l.c., 135.
- 44 „...daß man beim Denken des Ich als innerlichster Tiefe und subjektivster Transzendenz das Subjekt selbst weglassen müsse und nur den reinen Begriff denken dürfe...“ GOTTHARD GÜNTHER: *Grundzüge einer neuen Theorie des Denkens in Hegels Logik*, Leipzig: Meiner 1933, 132.
- 45 „Wenn Hegel ‚das Logische‘ als das Innerste der Sprache zu enthüllen sucht...“ HANS-GEORG GADAMER: *Die Idee der Hegelschen Logik*, in: *Hegels Dialektik*, Tübingen: Mohr Verlag 1980², 81. Vgl. auch MICHAEL THEUNISSEN: *Sein und Schein*. Die kritische Funktion der Hegelschen Logik, Frankfurt: Suhrkamp 1980, 53 f. und neuerdings: JOCHEN HÖRISCH: *Das doppelte Subjekt*, in: *Konkursbuch* 15, Tübingen: Konkursbuchverlag Claudia Gehrke 1985.
- 46 DIETER HENRICH: *Hegels Logik der Reflexion*, in: *Hegel im Kontext*, Frankfurt: Suhrkamp 1971, 104 und M. THEUNISSEN: *Sein und Schein...*, 61 f.
- 47 z. B. Fulda, der von der systematischen Schwierigkeit bei der Verbindung dieser Register Vollzug und Darstellung des Vollzugs – spricht. H. F. FULDA: *Hegels Dialektik...*, 127 f.
- 48 NORBERT HAAS: *Intervention*, in: JUTTA PRASSE: *Der blöde Signifikant und die Schrift – Stillfragen*, in: *Der Wunderblock* 10, Berlin: Verlag Der Wunderblock 1983, 42.

- 49 Das unterscheidet den hier unternommenen Versuch einer Deutung von Hamachers „Pleroma“: „Es gilt also das doppelte Verhältnis daß nur, wenn das formelle, exoterische Verhältnis verschwindet, an seiner Stelle das spekulative sich erheben und den Prozeß des Verstehens zur dialektischen Einheit schließen kann; daß aber nur, wenn in die spekulative, erfüllte Lektüre die leere formelle einwandert, die dialektische Bewegung der Konstitution von Wahrheit der ‚in sich zurückgehende Gang‘ sein kann.“ WERNER HAMACHER: *Pleroma – zu Genesis und Struktur einer dialektischen Hermeneutik bei Hegel*, in G. W. F. HEGEL *Der Geist des Christentums, Schriften 1796–1800*, Frankfurt/Berlin/Wien: Ullstein 1978, S. 18. Das unterscheidet ihn aber auch von Theunissens Versuch, im „Übergriff“ des Begriffs die Aufkündigung aller Verhältnisse zwischen Begriff und von ihm Übergriffenem zu sehen und statt dessen nur einen Dialog als Medium wahrer Entsprechung gelten zu lassen. Weil es im Übergriff sehr wohl eine Entsprechung gibt, also im Nicht-Dialog, in der Barrierung, kann es eine Entsprechung geben, die dem Rahmen der Seinslogik entgeht, in den Theunissens „Dia-log“ als „Ebenbürtigkeit“ von „Verhältnisgliedern“ zurückkehrt. MICHAEL THEUNISSEN: *Begriff und Realität, Hegels Aufhebung des metaphysischen Wahrheitsbegriffs*, in: (HORSTMANN, HRSG.): *Seminar...*, 354.
- 50 J. LACAN *Die Ausrichtung der Kur...*, 230.



Edith Seifert: *„Was will das Weib?“ Zu Begehren und Lust bei Freud und Lacan.* Weinheim und Berlin: Quadriga 1987.

E. S. stellt sich Freuds Frage „Was will das Weib?“ und reagiert damit auf den wiederholten Appell Freuds an die weiblichen Analytikerinnen, auf die Frage nach der weiblichen Sexualität eine Antwort zu versuchen.

Die Analytikerinnen seiner Zeit antworteten mit Schweigen, das „Rätsel der Weiblichkeit“ blieb für Freud bestehen.

E. S. begründet dieses Schweigen selbst psychoanalytisch, rückt es ein in die Frage nach der Wissenschaftlichkeit des psychoanalytischen Diskurses und situiert es genau an dem Punkt der Differenzierung zwischen wissenschaftlichem und psychoanalytischem Diskurs. „... An der Frage des Geschlechts muß die Wissenschaft scheitern. Diese Frage bleibt offen. Die Frage nach dem Geschlecht ist keine Frage der Wissenschaft.“

So räumt E. S. dem Schweigen, dem Nicht Wissen oder der Verneinung, Negation einen Platz ein.

Und stellt sich damit - wie es heißt am Ende des 4. Kap. ihres Buches - die unmögliche Aufgabe (der Psychoanalyse), von dem unmöglich zu Sagenden zu sprechen.

E. S. geht es um folgendes:

Freud und Lacan nehmen im Gegensatz zu anderen psychoanalytischen Konzeptionen (Jones, Horney u. a.) die Geschlechtswerdung zum Gegenstand, womit sie Geschlechtlichkeit nicht als gegeben annehmen, sondern als Phänomen, das der Ausfällung, der Ausdifferenzierung bedarf. Es geht nicht um biologische oder soziologische Geschlechtsbestimmungen, sondern um die Frage des psychischen Geschlechts, d. h. um die Ebene der unbewußten männlichen und weiblichen Wünsche oder Begehungen. Schlicht gesagt, geht es um die

Liebesart: auf welche Art liebt ein Subjekt, männlich oder weiblich?

Die Schwierigkeit besteht darin, daß der Geschlechtergegensatz im Psychismus nicht repräsentiert ist. Um dem Geschlechtsphänomen dennoch nahe zu kommen, greift Freud u. a. auf den Mythos, eine Form der Erzählung zurück und betritt damit die symbolische Ebene. E. S. liest den Mythos des „Vatermordes“ in *Totem und Tabu* verschränkt mit dem Mythos von Ödipus, um von hier aus die Positionen der beiden Geschlechter zu bestimmen. „Der Vatermord stellt wie das Kastrationsereignis im Ödipuskomplex die Zäsur bzw. den Knotenpunkt dar, von dem aus Freuds Mythen die Ausfällung des Geschlechtswesens bzw. den Eintritt der Subjekte in die Ordnung von Lust und Begehren erzählen.“

Der Freudsche Mythos läßt sich mit der Theorie Lacans pointieren. Genauer, das, was im Freudschen Text ausgespart zu sein scheint, die Definition der Weiblichkeit, läßt sich durch Lacans Signifikanten-theorie lesen, wenn auch nicht in positiven Begriffen, sondern in Negationen. Aber: Negationen sind nicht nichts.

Wie Freud greift auch Lacan mit E. A. Poes *Der entwendete Brief* auf einen erzählenden Text zurück und präsentiert damit auf der symbolischen Ebene das bei Freud ausgesparte Weibliche. Der entwendete Brief symbolisiert den Teil der Frau, der aussteht, der fehlt, der sich nicht sagen läßt. Von diesem Signifikanten aus wird der Weg der weiblichen Liebesart indiziert bzw. der Verlauf dieses Werdungsprozesses skizziert.

Man kann sagen, Lacan stellt generell den weiblichen Zug der Psychoanalyse heraus, insofern er die Psychoanalyse Freuds trotz Betonung der Vatermetapher metonymisiert; das ist, was Lacans „Verschiebungs-Entstellungsunternehmen“ am Freudschen Text genannt wird.

Lacan geht weiter. Anders als Freud begründet er die Position der Frau nicht mehr einzig und allein über die Kastration. Zwar untersteht auch die Frau dem Kastrationsgesetz, andererseits gibt es für sie aber die partielle Nichtunterwerfung unter den Phallus.

In seiner Anschreibung der Frau in „Encore“ greift Lacan Freuds Frage „Was will das Weib?“ noch einmal auf. Freud irrte darin, eine Antwort auf die Frage für möglich zu halten. Jenseits des phallischen Bezugs, so Lacan, gibt es ein weibliches Genießen, aber dieses schweigt. Auch Lacan kann darum lediglich eine logische Ableitung des weiblichen Genießens geben. „Das Genießen der Frau entwischt dem phallischen, dem sprachlichen Register. Das Eingeständnis der

weiblichen Lust kann darum nur darin bestehen, daß sie objektiv, d. h. in phallischen Repräsentationsbegriffen, nicht einzugestehen ist.“ (S. 155) „Die Kritiker dieser weiblichen Lustdefinition wissen nicht, was sie sagen, wenn sie sich über das himmlisch unwissende Genießen beklagen.“ (S. 155)

Wenn E.S. an einer Stelle allerdings selbst „den Mund nicht halten kann“ („Was will das Weib?“ – „Dazugehören“), rüttelt dies nicht an ihrer ansonsten konsequenten Herausarbeitung der Lacanschen Weiblichkeitskonzeption.

Erfreulicherweise begibt sie sich nicht auf die Ebene der Misere der Frau.

Sicher spricht Freud von der Frau vor allem in Negationen, legt er mit dem Begriff des „Penisneides“ und der „mangelnden Sublimierungsfähigkeit“ der Frau die Sichtweise des Mannes, den Maßstab Mann an und läßt die Frau zu kurz kommen, biologisch begründet, unabänderlich. Der Ärger der Frauen, auch die Versuche, Freuds Konstruktionen zu widerlegen (R. Schlesier, Konstruktionen der Weiblichkeit bei Sigmund Freud), sind verständlich.

E. S. läßt sich nicht darauf ein. Ihre Lesart der Freudtexte mit der Theorie Lacans bleibt nicht stehen bei den Negationen Freuds – denen sie gleichwohl einen Stellenwert einräumt. Auch Lacans Anschreibung der Frau in *Encore*, die in dem Satz kulminiert: „Die Frau existiert nicht / La femme n'existe pas“ provoziert E. S. nicht zu einem Versuch der Widerlegung. In ihrer Auseinandersetzung mit L. Irigaray (im letzten Kap.) expliziert sie noch einmal diesen Satz und stellt ihn dem „Rettungsversuch“ Irigarays „Die Frau existiert!“ ausdrücklich gegenüber.

Wichtig ist ihr hier nicht nur die Explikation des Lacanschen Satzes. Die Irigaraysche Lesart der Psychoanalyse hat die deutschsprachige Lacan-Rezeption, insbesondere innerhalb der feministischen Theorie-szene entscheidend beeinflusst. E. S. macht deutlich, daß Irigarays „Rettungsversuch“ eine philosophische Lesart der Weiblichkeit darstellt, insofern das, was in der radikalen Fassung der Psychoanalyse in Negationen ausgesagt wird, von ihr positiviert wird.

Da Irigaray selbst von Lacan herkommt, liegt nahe, sie als Autorität unhinterfragt in ihrer Wendung gegen Lacansche Sätze zu begreifen.

E. S. zeigt auf, wo und inwieweit dies der Fall ist, und sie zeigt auch Übereinstimmungen zwischen den beiden auf, die Irigarays Folgerungen widersprüchlich bzw. fragwürdig erscheinen lassen.

Ich finde wichtig, daß dadurch darauf hingewiesen wird, Lacan vielleicht doch selbst zu lesen.

Die Leseempfehlungen von N. Haas von 1976! (s. seine Leserzuschrift in der *alternative* 110/111 zu der Auseinandersetzung mit Texten französischer Feministinnen, *alternative* 108/109) scheinen zwölf Jahre später kein alter Hut zu sein, im Gegenteil.

E. S. Buch kann auch als Fazit eines genauen Lesens der dort genannten Texte verstanden werden. Endlich, Hut ab!

B. L.

BRIEFE

An die Redaktion der Psyche
Myliusstr. 20
6000 Frankfurt am Main

Berlin, den 21. 12. 1987

Sehr geehrte Damen und Herren,
unter Ihrer Rubrik „Kritische Glosse“ haben Sie im Novemberheft Ihrer Zeitschrift einen Artikel veröffentlicht, von dem Sie offenbar wissen, daß er weder Fisch noch Fleisch ist. Herr Professor Füchtner stellt zwar drei Bücher über die Psychoanalyse in Frankreich vor, aber eine Buchkritik hat er nicht geschrieben. Und auch von einer journalistischen Glosse kann keine Rede sein, weil Herr Füchtner den Inhalt dieser Bücher präsentiert, um einen moralisierenden und pathetischen Ton anzuschlagen. Das Leid, welches Freud seiner Meinung nach den „Patienten“ in der Psychoanalyse in Frankreich zufügt, läßt sich so öffentlich nachempfinden.

Die Methode, deren sich Herr Füchtner bedient, ist so einfach wie hinterhältig. Er verschanzt sich hinter drei in Frankreich erschienenen Büchern, um schon alte Ressentiments gegenüber der Psychoanalyse Lacans wieder aufzuwärmen. Was er aus zweiter Hand herausliest, belegt nun allerdings sehr deutlich, mit welcher Entschlossenheit der

Verfasser die Schriften Lacans bisher ignoriert hat und auch weiterhin ignorieren will.

Daß sich die Feststellungen gegen die Praxis der an Lacan orientierten Analyse in der *Hauptsache auf nicht repräsentatives Material aus einem zufällig zustande gekommenen und äußerst kleinen Analysantenkreis stützen*, räumt Herr Füchtner schon selber ein. Wie viele der beispielsweise von D. Frischer Befragten bei einem Lacanianer in der Analyse waren, wird verschwiegen. Auch daß sich eine naive und identifikatorische Lektüre autobiographischer Aussagen jedem, der sich mit Analyse einmal beschäftigt hat, verbieten müßte, wird von dem Verfasser nicht in Abrede gestellt. Er verfährt auch durchaus nicht naiv, wenn er die „Patientenaussagen“ rücksichtslos für seine eigene Abwehr gegenüber dem theoretischen und praktischen Neuansatz von Lacan ausbeutet.

So erfahren wir dann, daß die Lacanianer in der Analyse mit ihren *Patienten keineswegs in herzlichem Einvernehmen stehen*, sondern daß ihr Ton „ausgesprochen kalt“, ironisch und bissig ist. Auch das alte „Spiegel“-Gerücht von einer lacanianischen Geldgier, die sich in *Minuten-Sitzungen befriedige*, darf hier nicht fehlen. Und kaum noch möchte man die Frage stellen, welches sight seeing Herr Füchtner wohl für das „herkömmliche Setting“ hält, von dem Lacan sich in seiner analytischen Praxis verabschiedet haben soll, so daß er trotz einer Amerikareise „offenbar geringe Chancen hat, dort jemals anzu-kommen“.

Doch solche Vorwürfe wiegen vergleichsweise gering gegenüber der *Unterstellung sexueller Mißbrauchs – Geschlechtsverkehr in der Analyse – und der auch noch wiederholt aufgestellten und von dem Verfasser selbst mit Pathos kommentierten Behauptung*, durch die Analyse bei Lacanianern würden Patienten „verrückt gemacht oder zum Selbstmord getrieben“.

Wir bedauern, daß Sie sich als Redaktion einer Zeitschrift für Psychoanalyse dafür hergeben, solche denunziatorischen Bemerkungen über die Psychoanalyse Lacans unkritisch zu verbreiten. Auch scheint es uns kein Zufall zu sein, daß diese aggressive Abwehr einer nationalen Distinktion von Frankreich und Deutschland bedarf, um sich zu artikulieren. Wenn der Artikel von Herrn Füchtner sich auch ausschließlich mit Büchern über die Psychoanalyse in Frankreich beschäftigt, dient er doch der Verhinderung einer deutschen Lacan-Rezeption in Analytikerkreisen und vermeidet er geradezu die offene Auseinandersetzung mit der lacanianischen Praxis hierzulande. Es

erscheint uns daher angebracht, der Zeitschrift für Psychoanalyse „Der Wunderblock“ eine Kopie dieses Briefes zur Kenntnisnahme und Veröffentlichung zu überlassen.

In der Hoffnung, daß Herr Füchtner's Artikel nicht Ihr letztes Wort zu Lacan gewesen sein wird, verbleiben wir

mit den besten Grüßen

Jutta Kolkenbrock-Netz, Elisabeth Gugel, Johann Georg Reicheneder

den 19. Februar 1987

Lieber Herr Riguet,

erst jetzt, anläßlich eines Mitgliedertreffens der Sigmund-Freud-Schule am 7./8. Februar in Hamburg, haben wir Ihren Text *Relire Freud et Peano* diskutieren können. Ich möchte Ihnen, wenn es auch schwierig ist, einen kurzen Einblick vermitteln in das, was besprochen worden ist. Dabei denke ich, daß das für Sie ein Anreiz sein könnte, uns bei einem Besuch in Berlin, den Sie ja planen, Gelegenheit zu gemeinsamer Arbeit zugeben.

Die Diskussion in Hamburg setzte ein bei dem in Ihrem Text erhobenen Anspruch, daß es möglich sei, mit Hilfe der *Grakten* die Psychoanalyse Freuds und Lacans einer mathematischen Formalisierung zu unterziehen. Keiner der in Hamburg Diskutierenden hielt dies für gegeben. Eine Formalisierung wie die vorgeschlagene schien problematisch nicht allein für die Psychoanalyse (gibt es eine solche überhaupt, *die Psychoanalyse?*), sondern auch für das von Ihnen angesprochene Gebiet der Physik oder Linguistik. Länger wurde darüber gesprochen, was es bedeutet, daß Sie den *Grakt* vorschlagen, während Lacan die Wege des *Mathems* und der *Knoten* gegangen ist. Die Frage wäre, ob es wohlunterscheidbare Wege sind. Ist es allein „Rücksicht auf Darstellbarkeit“, was Lacan zu seiner Wahl nötig? Die Graktisierung des Möbiusbandes, die Sie vorschlagen, schien uns unbefriedigend und nicht auf die „Verkeilung“ der Borromäischen Knoten anwendbar.

Was mich betrifft, so sehe ich schon in der Graktisierung von Fort/da, dessen Problem, wie ich meine, in einem Chiasmus besteht, den Freud in der kleinen Geschichte in „Jenseits“ zum Ausdruck gebracht, wenn auch nicht formalisiert hat, eine unzulässige Verkürzung oder

Verkennung. Ich lege einen Aufsatz bei, in dessen erstem Teil ich, am Text von Freud entlang, den Verkreuzungen von Fort da in den beschriebenen Spielen nachgehe. Es wird Sie interessieren.

Es wurde vorgeschlagen, die Leistung Ihres *Grakten an einem anderen Text von Freud* zu überprüfen, am „Rattenmann“. Dort sieht das Subjekt sich ja in Unwege (so die Übersetzer von *Encore* für französ. *impasses*) der Entscheidung gestellt, deren Stereotypie zwar den Versuch einer Formalisierung, scheint es, geradezu herausfordert, deren Grundfigur – man kann sie mit Hilfe der Formel „Das eine nicht ohne das andere“ wiedergeben – aber nicht *graktologisch* wiederzugeben ist. Oder doch? Ihrem Anspruch nach müßte das ja gehen. Oder wollen Sie sagen: *Grakten* erfassen genau das, was *Grakten* eben erfassen, und nichts anderes ist die Psychoanalyse?

Eine Frage war auch, was mit den Feststellungen *nicht-delirant*, *wenig delirant*, *delirant* gesagt ist. Es besteht großes Interesse, von einem Mathematiker zu hören, welchen Sinn er solchen Zuweisungen gibt. Sollte mit der von Ihnen aufgestellten Skala der Grad von Übermittelbarkeit gemeint sein? Wenn ja, wäre das problematisch, denn es können einer, aber auch zwei, mehrere, eine Gemeinschaft etc., und zwar durchaus nebeneinander und unter sich vermittelt, delirieren.

Ich muß es bei diesem Wenigen lassen. Ihr Text war in Hamburg anregend für eine Diskussion, für die sich einige Teilnehmer freilich mehr Einlässigkeit gewünscht hätten. Vielleicht hätte sich manches auch besser erklären lassen, wäre auch komplizierter geworden, wenn wir uns nicht auf *Relire Freud et Peano* beschränkt hätten. Vor allem Ihre Ausführungen zur *Logik des Verdachts* wären noch zu lesen.

Lassen Sie mich also wissen, wann Sie wieder in Berlin sind. Ich würde dann einen Abend organisieren mit etwa 15 Leuten, nicht mehr, so daß alle, die es möchten, auch zu Wort kommen können.

herzlichen Gruß
Ihr Norbert Haas

Berlin, den 25. 1. 1987

Lieber Herr Haas,
Hegel und Lacan, vielleicht ein mit Vorsicht, sicher ein überdeterminiertes Amalgam.

Von ihm zum Idealismus des Signifikanten, bzw. einer Psycho-

analyse Hegels (à la Glas) fehlt nur ein Schritt. Ihn vermieden zu haben, hoffe ich.

Daß Hegel und Lacan, in Überschreitung dieser Determinationen, **zueinander** sprechen, ist allerdings verbürgt: nach Lacan hat sich Freuds Sprechen auf das wissenschaftliche Urteil gestürzt, daß alles Wirkliche vernünftig sei, auf Hegel.

Nun, ich habe versucht, dieser Begegnung einen Formalismus einzuschreiben, der in beiden Sprachen, der vom Begriff und vom Signifikanten, spricht. Gödels Unvollständigkeitstheorem.

Natürlich weiß ich, daß es sich dabei um Schnittstellen handelt, die nur dann passen, wenn sie nicht passen, leeres und volles Sprechen gleichweise umgehen.

Und vielleicht ist das so, weil an diesen Schnittstellen nicht das Wissen, sondern die Bedingung des Wissens verhandelt wird, seine, wie Sie sagen würden und was ich im Kapitel über die Wesenslogik anzuwenden versucht habe, *Unterstellung*. Auch Lacan meinte, daß das zitierte wissenschaftliche Urteil nur um den Preis der Entfernung des Subjekts aus dem Zentrum des Selbstbewußtseins zu verifizieren sei.

Indem ich Ihnen diesen Text sende, spekuliere ich also auf jenes Nicht-Verstehen, dessen Lehre Sie zur Aufgabe stellen – und die Einladung, die Sie bei unserem letzten Telefonat aussprachen.

Mit freundlichen Grüßen
Dieter Hombach

ARBEIT IM AUSLAND

WÜNSCHEN SIE EIN NEUES LEBEN?

Suchen Sie eine Arbeit im Ausland? Dieses Buch ist, was Sie brauchen. Hier bekommen Sie alle Auskünfte und Adressen zu etwa 1000 Unternehmen und Stellenvermittlungen. Wir erlauben uns, Ihnen gleichzeitig das Buch anzubieten, das für jeglichen Bewerber einfach eine notwendige Voraussetzung ist. Es enthält alles von der Bewerbung bis zum Anstellungsvertrag. Auskunft über Arbeitsurlaub, Visa, Klima, Lohn- und Wohnverhältnisse in Europa, den USA, Kanada, Westindien, Australien und

dem Fernen Osten. Es gibt Arbeiten wie z. B. Metall-, OIndustrie, Gartenbau, Fahrer, Reiseleiter, Hotel und Restaurant, Aupair, Luxus-Kreuzfahrten. Wenn Sie interessiert sind, fragen Sie schriftlich nach unserer Freibroschüre mit weiterer Auskunft, es gibt sie in Deutsch und Englisch. Schreiben Sie an:

Freibroschüre
 Buch „Arbeit im Ausland“
Preis: 45 — DM
EUROPA BOKFÖRLAG AB
Box 2014 S 13502 Tyreso
SWEDEN
N.B. Wir vermitteln keine Arbeiten!

WERKBLATT

ZEITSCHRIFT für
PSYCHOANALYSE und GESELLSCHAFTSKRITIK



'Allerdings und ganz besonders, da ich leider so vieles kritisieren muß, möchte ich hier das ganz ausgezeichnete WERKBLATT, Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik des vom Bundesministerium geförderten Vereins WERKSTATT in Salzburg erwähnen, das heute eine der ersten Zeitschriften auf diesem Fachgebiet ist. Manchmal geschieht zum Glück auch noch in Österreich Nennenswertes ...

Erich FRIED

ABBONNEMENTS, EINZELHEFTE, PROBE-
EXEMPLARE, BESTELLUNGEN
WERKSTATT

Mühlbacherhofweg 5, A-5020 Salzburg
Tel.: 8418294

WERKBLATT, das Beste aus Salzburgs Alternativuni
128 Seiten, zweimal im Jahr, 150.-6S/DM 23.-

WERKSTATT

fragmente

FRAGMENTE. SCHRIFTENREIHE
ZUR PSYCHOANALYSE. ISSN 0726
5613

die letzten Hefte:

14/15 PHANTASMEN DER MACHT -
PSYCHOHISTORISCHE BEITRÄGE
(april 1985)

16 BEITRÄGE ZUR SCHEIDUNGS-
FORSCHUNG I (juli 1985)

17/18 PSYCHOANALYSE-LITERA-
TUR-LITERATURWISSENSCHAFT IV:
DICHTUNG UND VERDICHTUNG -
AUF DEN SPUREN DER EIN-
BILDUNGSKRAFT (nov. 1985)

19 KRANKHEIT, GESCHICHTE,
KRANKENGESCHICHTE - ZUR
AKTUALITÄT ALEXANDER
WETSCHERLICH'S (sept. 1986)

20/21 GEGEN BILDER. ÜBER
KUNST UND KREATIVITÄT (sept. 1986)

22 BEITRÄGE ZUR SCHEIDUNGS-
FORSCHUNG II (dez. 1986)

23/24 PSYCHOANALYSE-LITERA-
TUR-LITERATURWISSENSCHAFT V:
NEUROTISCHE RÄTSEL UND PSY-
CHOTISCHE KLARTEXTE ZWISCHEN
DEN BEIDEN WELTKRIEGEN
(sept. 1987)

25 WIEDERBELEBUNG DER
ZUKUNFT - W/ORTE DER
PSYCHOANALYSE
(dezember 1987)

Bitte fordern Sie unser Informa-
tionsblatt mit den Inhaltsangaben
aller erhältlichen Nummern an

Bezug über den Buchhandel oder
den Herausgeber

FRAGMENTE. Preise (ab H. 23/24)

Einzelheft DM 17,- / Doppelheft

DM 28,-

(für Studenten bei Direktbestellung

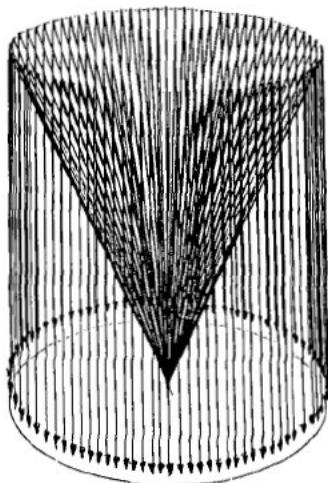
und mit Nachweis

DM 9,50 / DM 17,-)

Abonnement DM 40,- pro Jahr-

gang (Stud.: DM 20,-)

Abo-Beginn auch rückwirkend.



26

FREUD UND LEID - DIE PSYCHOANALYSE IM SOZIALEN FELD

H. KIPP Wie kann die Psychoanalyse in der Sozialpädagogik/Sozialarbeit wirksam werden? M. FEULING Zur Psychoanalyse (in) der Institution. Ein Modell psychoanalytischer Supervisionsarbeit P. WARSITZ Institutionelle Gewalt - Symbiose mit der Mutter oder Suche nach dem Vater H. DUNCKER Die totale Institution zwischen Therapie und Terror D. DOERING Devereux auf dem Lande A. GAERTNER Psychoanalyse und Psychoboom A. PERNER Zur politischen Geschichte der 'Laienanalyse' C. SCHRÖBBERS a und A versus ABC. Psychoanalytische Pädagogik? J.-D. NASIO Der Schmerz der Trauer P. HAMANN Avignon und Rom. Bemerkungen zu einem Marburger Symposium D. OHLMEIER "Geschichten die man wohl weiß, aber nicht wissen will...". Ein psychoanalytischer Beitrag zum Konflikt um die Börseplatz-Bebauung K. THOLEN-STRUTHOFF Jacques Donzelot: »Die Erfindung des Sozialen« E. VON KARDORFF »Michel Foucault - Eine Geschichte der Wahrheit« A. SCHWARZER "Die Frau ist das Kleine neben ihrem Bild". Zu E. Jelinek: »Krankheit oder Moderne Frauen« K. PRETZEL Chr. Olivier: »Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter« M. WETZEL Menschliches Allzumenschliches! M. WETZEL "Geschick" der Psychoanalyse; u.a.
Mai 1988 ISBN 3-88122-417-3

herausgegeben vom Wissenschaftlichen Zentrum II
für Psychoanalyse, Psychotherapie und psycho-
soziale Forschung der Gesamthochschule Kassel,
Gottschalkstr. 26, Postfach 101380, D 3500 Kassel

DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

HRSG. VON NORBERT HAAS UND VRENI HAAS

HEFT 1 J. Lacan: Beim Lesen Freuds · L. Mai: Sprache und Sprechen in der Psychoanalyse · Ch. Schrübers: Aus der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung.
HEFT 2 Zur Theorie der Lehranalyse · L. Israel: Übermittlung und/oder Lehre. ■ ■
HEFT 3 F. A. Kittler: Lullaby of Birdland · J. Hörisch: Wagner mit Homer · D. Otto: Die Diskretion und die Identität in Gottfried Kellers „Sinngedicht“. ■ ■
HEFT 4 H. J. Metzger: Play it again, Sam! R. St. Zons: Literaturgeschichte am Leitfaden des Leibes · Zur Theorie der Lehranalyse II. ■ ■ HEFT 5/6 VERGRIFFEN.
■ ■ HEFT 7 J. D. Nasio: Das Vampirkind · N. Haas: Lessings Emilia · H.-J. Metzger: Kraft durch Freud? · Rezensionen zur Geschichte der Psychoanalyse in Österreich, zu Morgenthaler etc. ■ ■ HEFT 8 VERGRIFFEN. ■ ■ HEFT 9 J. Prasse: Der blöde Signifikant und die Schrift · Stillfragen: 1. Teil · J. Lacan: Die Funktion des Geschriebenen · R. Nägele: Freud, Habermas und die Dialektik der Aufklärung. ■ ■ HEFT 10 L. Mai: Zu den vier Diskursmathemen · N. Haas: Exposé zu Lacans Diskursmathemen, Teil I: Die Plätze · J. Prasse: Der blöde Signifikant und die Schrift · Stillfragen, 2. Teil · S. Zizek: Die Mißverständnisse des Metonymismus. ■ ■ HEFT 11/12 Cl. Lévi Strauss: Ein kleines mythisch-literarisches Rätsel · Eine „Lacansche“ Psychose · L. Mai: Affekt und Effekt beim Zwangsneurotiker · F. Kittler: Flechsig/Schreiber/Freud · H. J. Metzger: Editorial · Satzung der Sigmund Freud Schule Berlin · Rezensionen zu Abraham/Torok. ■ ■ HEFT 13 Das Begehren zu schlafen. Eine Antwort Lacans · N. Haas: Antworten an Poinçon · R. Stalder: Schrift und Schreiben · R. Nägele: Nietzsches Hexentrunk: Ressentiment, Identität und Verneinung · N. Haas: Entere Grund' · B. Schlossman: Lesen am Rande des Augustinischen Textes · Miles Davis im Gespräch mit Howard Mandel. ■ ■ HEFT 14 J. Lacan: Vorschlag vom 9. Oktober 1967 (Auszug) · N. Haas: Der Szientismus Freuds · D. Hombach: Freuds Traum · W. Seitter Die Königin als Ausweg aus der vaterlosen Gesellschaft · H. v. Helmholtz: Robert Mayers Priorität. ■ ■ HEFT 15 N. Haas: Laurence Bataille · L. Bataille: Das Begehren des Analytikers und das Begehren, Analytiker zu sein · Jacques-Alain Miller/François Ansermet: Gespräch · P. Warsitz: Gestalt und Struktur. ■ ■ HEFT 16 G. Gould: Rat an eine Abschlußklasse · A. L. Stern: Wo Es War Weiss. Ein Dunkel · N. Haas: Zum Unternehmen der Technik · R. Nägele: Offenbare Geheimnisse · H. Gallas: Kleists „Penthesilea“ und Lacans vier Diskurse · A. W. M. Mooi: Der symbolische Vater ■ ■ HEFT 17 V. Haas: Astrid Lindgren. A. Lindgren: Das grenzenloseste aller Abenteuer · H. J. Rheinberger: Organismus und Organisation · D. v. Hoff: Marguerite Duras eine „filmende Schriftstellerin“ · J. Périn: Les Portes/Die Türen . . . · N. Haas: Pariser Romanze · R. Krokowski: Das „g-a-h-Motiv“. Notiz über das Verhältnis von Arbitrarität und Fixierung · H.-J. Metzger: Den Analytikern ins Stammbuch geschrieben. ■ ■

SONDERHEFT I LACAN LESEN EIN SYMPOSIUM mit Beiträgen von M. Frank, F. Kaltenbeck, N. Haas, L. Mai, P. Müller, J. Prasse sowie Protokollen der Arbeitsgruppen: Psychoanalyse und Hermeneutik, Lacans Darstellung und Kritik der Dora Analyse von Freud, Übersetzung, Psychoanalyse und Institution.

DER WUNDERBLOCK erscheint unregelmäßig. Das Einzelheft kostet DM 15,-; das Sonderheft (144 S.) DM 24,-; ein Abonnement von vier Heften DM 55,-, inklusive Versandkosten. Bestellungen nehmen der Verlag DER WUNDERBLOCK, 1000 Berlin 31, Konstanzer Str. 11, und alle Buchhandlungen entgegen. Eine Kündigung ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Hefes möglich. Alle Zahlungen bitte erst nach Rechnungsstellung. Adressenänderungen bitten wir dem Verlag schnellstens mitzuteilen.